Der Oberschlesier
12. Jahrgang, 7. Heft Juli 1930

Oberschlesische Bilder*

Von Hilde Jellen-Gleiwitz

Der Tag des Glaubens.

Da ziehen sie hin zum heiligen Annaberg, der ihr Land überthront. Sie pilgern. In den Stunden, die wie Blätterfallen sind, wie die stille Traurigkeit eines Herbsttages, voll wunderbarer Bangigkeit. In den Stunden, da die Sünde auf ihren Seelen lastet, wie der graue Nebel auf den Blumen der Wiesen. Wie dieses unendliche Meer, in dem die Süßigkeit des Duftes ertrinkt, und die feinen Gräser vor Furcht zittern.

Hart ist der Weg zu Gott. Auf lehmigen, mühevollen Wegen steigen sie auf, Berg- und Hüttenmänner, Frauen, viel Frauen. Und ihre hellen und rauhen Stimmen mischen sich mit den Stimmen der Wälder. Daß die Vögel in ihrem Lied innehalten, aufflatternd vor der bunten Pracht der Kirchenfahnen, dem Glanz der Heiligenbilder. Vor den weißen Röcken der Jungfrauen, die wie weite, große Flügel durch den Wald schweben. Das Holz der Bilder schneidet in tragende Schultern. Eine Frau seufzt. Eine stöhnt. Ein Kind weint irgendwo. Eine Mutter erinnert sich. Weint ihr Kind in der Wiege? Jetzt, während Müdigkeit sie taumeln läßt? Ein Stern ist plötzlich am Himmel. Ist er ein himmlisches Zeichen? Werden wir rein werden, wie in Morgenwind und Rosentau gebadet?

Sie pilgern an den Tagen, da die Sonne brennt mit weißer Glut. Da die Sonne Zorn ist, heiliger Zorn, den schmachtenden Sinnen unerträglich. Da das Leben voller Düsternis ist, wie jene Landschaft, auf der die bleierne Gewitterwolke lastet. Sonne ist Verwirrung, Taumel. Da krampfen sich die Finger ineinander, da quälen sich Gebete aus trockenen Mündern wie Murren einer Schar von Sklaven. Da klebt der Rosenkranz in feuchten Händen. Und der Leib Christi glüht an suchende Lippen gedrückt. Und ist doch sonst wie kühler Hauch. Hart ist der Weg zu Gott.

Unendlich langsam windet sich der Zug durch die Felder. Frauen lösen ihre Schuhe. Als wollten sie die Mohnblumen schonen, die der Wind schaukelt. Sie pflücken sie

* 1928 in unserm Preisausschreiben „Oberschlesische Kurzgeschichten" ausgezeichnet. (Vergl. „Oberschlesier" Jahrg. 1928 S. 117/18 u. S. 709).

nicht. Sie gehen ausgedörrt wie in Höhlen und Winkeln, blind. Nur ihre Herzen hämmern den gleichen Rhythmus, nur ihre Lippen stammeln die gleichen Gebete. Unter Gottes Haupt, das feurige Strahlenbündel auf ihre Gesichter wirft, die in Demut sich neigen. Unter Gottes Sonne, die Feuer ist, das Strafgericht. —
Am Ziele lächelt Maria. Sie hat einen weichen Mund und das Kind greift nach den Blumen, die sich an ihre Füße schmiegen. Das Kind ist rosig wie der Frauen Kind daheim, Maria ist Mutter mit Herzen und Küssen, mit Sorge und Leid wie sie. Maria wird helfen. Wünsche flattern in ihren Schoß wie weiße Tauben zum Rand der Futterschale. Und Maria hilft.
Es ist, als wären die verführenden Gewalten schon gebannt.
Im Schmerz zerrinnt die Seele, löst sich die Pein. Wunde Kniee schmerzen nicht mehr. Kerzen glänzen, spiegeln sich in vertrauenden Augen. Frieden blüht auf in den Seelen.
Da wird der Tag so süß.

Der Tag der Hoffnung.

Berg des heiligen Kampfes. In deinem Schatten zuckten die Menschenknäuel, schleifte der Mantel des Todes durch Blut. In deinem Schatten verröchelten letzte Seufzer. In deinem Schatten ruhen sie nun. Und wenn die Glocken deiner Kirche über reife Felder singen, wenn die Sensen das Lied des Sommers begleiten, schwebt ihr Fragen in den Lüften. Schwebt ihr Suchen wie zerflatternde Wölkchen am rosigen Gewölbe des Himmels. Ruhelos. Einer im Arm des Anderen, ruhen wir, ein Heer von Brüdern. Und suchen die Heimat. Wir haben die Nächte durchwacht, und ihr habt geschlafen. Durch Stunden schien der Mond still zu stehen. Wollte er den Ruf des ewigen Schlafes hinausziehen? Kein Gedanke lähmte unseren Arm, für euch zu sterben. Wir entsagten den Gipfeln der Jugend und unser Blut rauschte auf im Taumel des Gefechtes. Vor unseren Lidern zitterten liebe Bilder. Die weißen Hände des Mädchens in die unseren gebettet wie ein Vöglein im Nest. Das Lächeln der Mutter am Morgen, als wir noch Kinder waren. Leise rauschten die Bäume. Als raune darin ihre Stimme. Sie war so wissend von zahlreichen Schmerzen, sie war ruhevoller Aushauch ihres Wesens.
Wir ruhen nun schon viele Jahre und harren der Ernte. Unsere Mütter weinen noch, unsere Kinder lachen wieder. Immer noch klammern sich rußgeschwärzte Blumen an die Mauern eurer Häuser. Ringen nach Atem. Immer noch heulen die Sirenen ihr schaurig Lied. Hochöfen laufen wie brennende Fackeln nach allen Seiten. Glut frißt an eurer Haut, Rauch beißt in eure Augen. Schlackenhalden liegen wie große Tiere, dunkel und gefahrvoll. Reißen ihre glühenden Rachen auf, daß der Himmel in Feuersbrunst lodert. Eisen ist ungeheure Wut. Es zischt um eure Füße, es brodelt um eure Glieder, in ein Höllennetz seid ihr verstrickt. Seid Glieder der Kette, die Menschen an die Arbeit schmiedet, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Immer noch glänzen die Sterne wie Lagerfeuer über der Erde, die unser Blut trank.
Doch wir, wir fragen nach den Früchten unserer Saat.
Wer gibt uns Antwort?
Wann kommt der g r o ß e Tag, die neue Sonne für das Land?
O, daß der Tag in sehnenden Hirnen Gedanken bleibe, daß er in euren Pulsen hämmere, daß er in tausend bildenden Händen Form werde, dem Schoße der Nacht sich entringe, Freiheitslicht im Chaos eurer Tage!!

Und der Tag der Sage.

Unter Baumenzweigen, die sie wie feine Seidenbänder umhüllen, träumen Holzkirchen. Lindendüfte wehen darüber hin, wie der feine Duft aus alten Truhen. Alte Mütterchen sind sie, zittrig und stumm versunken. Losgelöst vom Heute, an Ferne, Verdunkeltes hingegeben. Warum vermischt sich ihr Bild immer mit der Gestalt Großmutters, ihren Runzeln, ihren welken Händen? Vielleicht, weil Großmutters alter, zahnloser Mund stets Geheimnisvolles flüsterte wie die alten Kirchen von der Menschen wunderlichem Wandeln. Vielleicht, weil hinter ihrer Stirn Gedanken wachten wie ein Schatz auf tiefem Grunde. Märchenhaft dem Zauberbann verfallen. —
Großmutter erzählte. In Feierstunden vor der Tür, im Winter am warmen Ofen. Das waren die Stunden, da Niedergehaltenes, Verborgenes sich regte, frei werden wollte. Großmutter hatte eine schmerzhafte Falte um den Mund. War sie wirklich einmal jung? Großvater war Bergmann. Haben die Berge Erde, die auf Großvater lasteten, sein Leben lang auch auf ihrer Seele gelastet? Sie hatte große, graue Augen. Sie hatte den Wäldern nahe gelebt, in denen Räuber hausten. Etwas von der Furcht gejagter Tiere ist in ihrem Blick, der gepeinigten Kreatur, die das Dunkel der bergenden Höhlen liebt. Und ihre Hände sind ineinander verschlungen wie zwei Waisen. Als fühlten sie ein unentrinnbares Schicksal.
Großmutter erzählte. Vom Berggeist, dem Skarbnik. Großvater hatte still vor sich hin gearbeitet, Häuer kamen, riefen „Glück auf". Da war plötzlich ein kleines, buckliges Männchen neben ihm, bat um Brot. Großvater gab ihm die Hälfte. Und dies Nacht für Nacht. Und wenn Großvater ein wenig ausruhte, für Augenblicke einschlief, war seine ganze Arbeit getan. „Die Güte, den Gehorsam, das Mitleid prüft der Berggeist und belohnt dann reichlich," sagte die alte Frau. „Und doch muß man auf der Hut sein. Denn der Berggeist ist einmal eine Maus, die auf den Füßen sitzen bleibt, ist ein schwarzer Hund mit feurigen Zungen. Manchmal lacht es auch nur im Gestein. Als

lachten Dämone der Arbeit der Menschen Hohn. Dann betet der Bergmann angstvoll ein Vaterunser, bekreuzigt sich viele mal. Und der Spuk weicht. Der Skarbnik kann der Wind sein, der die Lampe löscht, kann ein fremder Bergmann sein, mit dem man Karten spielen muß. Und er greift in die Berge Kohle am Boden und es wird lauteres Gold. Auch der Gewinn muß geteilt werden, Habgier bringt Strafe, Schabernack, ja auch den Tod." —

So erzählte Großmutter. Und die Welt war so bunt, und Dämonen kämpften mit Engeln. Wasser und Erde, Himmel und Wolken trugen Schaumgebilde ihrer Fantasie, zerflossen, formten sich neu in ihren Händen. Es flüsterte am Kreuzweg, und es rumorte in alten Kasten. Großmutter ist nicht mehr. Sie war wie ein Gast, der mit seinem Kommen beglückte, und der doch am Abend fortging, niemand weiß wohin. Und der alle Kinderträume mit sich nahm, versteckt in den weiten Falten seines alten Kleides. Der der Seele Reichtum, Fülle, wohliges Erschauern nahm.

Großmutter hielt unser Herz in behutsamen Händen.

Sie war die süße Melodie im Liede der Kindheit.

Die Beziehung der Stadt Annaberg in Sachsen zu unserem Annaberge

Von Hilde Jellen

In der Zeit kurz vor der Kirchentrennung brach noch einmal Licht vom Strahlenkranz einer Heiligen in die Welt. Hände schaffender Meister fingen den himmlischen Strahl auf, formten ihn zu Kunstwerken auf Altartafeln im steinernen Gebet der Dome, dem Glauben mehr Intensität, dem Herzen mehr Entzündung zu Gott zu schenken. Im magischen Helldunkel aus gotischen Fenstern fließend, neigt sich das Volk, beugen die Völker ihre Knie vor der, die die Mutter Mariens war, vor St. Anna. Ihr Licht leuchtet heller als Mariens Licht, ihr Bild in Farbe, Erz und goldenem Schnitzwerk bezwingt die Seelen. Schweden feiert ihr Fest, in Italien malen sie Francesco Francia, Leonardo da Vinci, in Deutschland unter anderen Hans Fries von Freiburg, Jakob Cornelisz und der ältere Holbein. Sie malen sie selbdritt, mit Maria und dem Jesusknaben. Der Annakultus steht in höchster Blüte. Glühende Hingabe an die heilige Matrone läßt Annenbruderschaften entstehen, stiftet Annenaltäre und Annenmessen, gibt den Kindern der Fürsten ihren Namen.

Sachsen unter Friedrich dem Weisen, der einen Finger der Heiligen von seiner Pilgerfahrt ins heilige Land bringt, breitet sich wie ein Teppich auf St. Annas Weg.

Münzen werden geprägt: „Hilf, Sankt Anna!" Friedrich der Weise erwirkt sich vom Papst Alexander VI. einen Gnadenbrief, kraft dessen fortan in den gesamten sächsischen Landen jährlich ein Annenfest, gleich den höchsten, gefeiert werden soll. Im Erzgebirge, an der „wilden Ecke", wo Bär und Wolf schleichen, am Schreckenberge, schürft ein Bergmann, bringt Silber ans Licht. Da gibt Herzog Georg der Bärtige, der fromme, die Erlaubnis, an dieser Stelle eine Stadt zu bauen, „daß viele Leute ihren Nutzen und ihre Nahrung bei solchem Bergwerke suchen" und sich seßhaftig machen. Ihr, der Beschützerin von Silber und Gold, der Beschützerin des Bergbaues, wird sie geweiht, der St. Anna. Maximilian, der deutsche Kaiser, von Gottes Gnaden römischer König, „zu allen Zeiten Mehrer des Reichs", wird von Herzog Georg demütig angerufen und gebeten, der neuen Stadt den Namen Annaberg zu geben und sie mit einem Wappen zu begnaden. In einer Urkunde, gegeben am 22. März 1501, geruht Maximilian „mit wohlbedachtem Mut, gutem Rat und rechtem Wissen" . . . „zur Mehrung und zu gute dem heiligen Reiche" und dem Fürstentume zu Sachsen diesen Wunsch zu erfüllen.

„Stadtbau und bürgerliche Nahrung gingen mit Gewalt fort," sagt die Stadtgeschichte. Die St. Annenkirche wird von Herzog Georg erbaut, die Glocken „Anna" und „Maria" als Bergmannsgeläute aufgehängt, werden zur Schicht angeschlagen.

Noch hatte die Kirche keine Reliquien der Heiligen, Glieder ihres heiligen Leibes, elfenbeinschimmernd, von wundertätiger Gnade erfüllt. Da sandte Herzog Georg Abgesandte aus, Reliquien der heiligen Patronin aus dem Kloster L'Isle bei Lyon zu erlangen. Sie kehrten am Sonntag Lätare 1504 zurück, begleitet von zehn vornehmen Bürgern und dem Bischof von Meißen, die ihnen bis Zwickau entgegengeritten waren. Eine Kniescheibe, eine Rippe und ein Achselbein der Heiligen wurden in feierlichem Umzuge nach der Annenkirche gebracht.

Dieses Jahr, 1504, führt das Band von Annaberg zu unserem Annaberge herüber. An der Gnadenstatue unseres Wallfahrtberges, jener aus Holz geschnitzten, polychromierten Statue, die St. Anna selbdritt zeigt, war ein Pergamentstreifen angeheftet, dessen Abschrift in der Klosterchronik aufgezeichnet ist. In lateinischer Sprache berichtet das Papier von Abgesandten des Herzogs Georg von Sachsen, Staffinger und Ferbergestein aus der Stadt Annaberg in das Kloster Ville (L'Isle?) bei Lyon Anno Domini 1504. Es ist der einzige uns überlieferte Bericht der Herkunft der Reliquie im Haupte des Gnadenbildes (nicht des Gnadenbildes).

In besonderer Anerkennung erhielt Herr Sigismund von Maltitz zu Reichstadt, einer der Beiräte und lieben Getreuen des Herzogs, eine Reliquie zum Geschenk, empfängt sie noch im gleichen Jahre. — —

100 Jahre später ist die Reliquie (unser Gnadenbild, in dessen Stirne die Reliquie

ruht), im Besitze der Familie von Kochtitzky, die 1609 nach Ujest kommt. Nikolaus von Kochtitzkys Gemahlin Anna Marianna ist eine geborene von Maltitz, vielleicht die letzte ihrer Familie. Denn vor ihrem Tode macht sie das Gelübde, die St. Annastatue in feierlicher Prozession auf den Berg Chelm (Annaberg) bringen zu lassen.
Jahrhunderte hindurch glänzen die Perlen und schimmert das Gold an St. Annens Kleide. Die Kirche in Sachsen, von der sie zu uns kam, ist kurz nach dem Tode des Herzogs protestantisch geworden. Mit ihrer reichen Symbolik in der Malerei, auf herrlichen Deckengewölben die Gnade, das Göttliche, die Erlösung verkündend, auch hinabtauchend in das Reich der Finsternis, der Sünde und menschlichen Schwäche, ist sie eine der schönsten gotischen Bauten Sachsens.
Jahrhunderte hindurch schimmert der Glanz der Gnadenstatue. Die Krone auf dem Haupte, schaut die Heilige sinnend vom Berge über oberschlesisches Land. Ruhend in sich wie eine Säule der Kirche, von der sie kam und tragend an ihrer Ewigkeit. Berufen, die Gnade Gottes aus ihren Wunderhänden blühen zu lassen, — dem Armen zur Stärkung, dem Sünder zur Vergebung und jedem verlorenen Sohne zur Heimkehr ins Vaterhaus.
Sie ist eine Macht der allzeitlichen Offenbarung vom Himmel.

Die große kulturelle Bedeutung des Annaberges wird sichtbar durch die so hohe Besucherzahl dieses beliebten Wallfahrtsortes. Denn obschon durch die unglückliche Zerreißung des Landes und die immer noch bestehenden Grenzschwierigkeiten der Besuch aus dem polnischen Anteil einen wesentlichen Abbruch erlitten und der aus Posen und der Gegend um Czenstochau ganz aufgehört hat, kommen in der eigentlichen Wallfahrtszeit vom 15. August bis 15. September immer noch so viele Prozessionen hier an, daß sich der Annaberg mit den größten Wallfahrtsorten vergleichen darf. So kamen z. B. im Jahre 1928, das nichts Außergewöhnliches zu bieten hatte, in der genannten Zeit 270 Prozessionen, 121 deutsche und 149 polnischsprechende, darunter 196 größere, die feierlich eingeführt wurden. Manche kleinere, die sich nicht angemeldet haben, sind dabei nicht mitgezählt. In die Seelsorge und den Gottesdienst teilten sich Franziskanerpatres (101) und Weltgeistliche (106), bei den deutschen Wallfahrten 50 Patres und 70 Weltgeistliche, bei den polnischen 51 Patres und 36 Weltgeistliche. Die Mehrzahl der Wallfahrer kommt jedoch nicht in geschlossener Prozession, sondern in kleineren Gruppen aus fast allen Ortschaften Oberschlesiens und seiner Umgebung. Außerdem kamen zum St. Annafeste Prozessionen von 43 Ortschaften aus der näheren Umgebung des Berges, nicht zu gedenken der zahlreichen Männer-, Frauen-, Jugendvereine, Schulen usw., die in immer größerer Anzahl den Annaberg besuchen.
Über die Zahl der Wallfahrer werden oft übertriebene Angaben gemacht. Selten findet man jemanden, der eine große Volksmenge richtig abzuschätzen versteht. Am ehesten kann man aus der Anzahl der hl. Kommunion auf die Zahl der Pilger schließen. Im vorigen Jahre belief sich die Zahl der Kommunionen vom 15. 8.—15. 9. auf rund 100 000, im ganzen Jahre auf 180 000.

*

Der Annaberg ist Oberschlesiens Wahrzeichen, gewissermaßen der oberschlesische Zobten, auch rein landschaftlich. Naturforscher und Heimatfreunde kommen hier wie kaum wo anders auf ihre Rechnung (Kuhtal, Leschnitzer Schluchten.) Der Sturm des Annaberges durch den oberschlesischen Selbstschutz im Jahre 1921 aber hat unseren heiligen Berg für alle Zeiten zu einem Mahner werden lassen, gerade hier im Grenzland deutsche Treue zu halten und zu üben.

O käm ich nur noch einmal heim

Von Hans Jülke

Im Mittag steht ein steiler Rauch
verlockend über einem fernen Tale,
die Luft trägt hin und wieder würz'gen Hauch
zu mir wie Weihrauch aus der Opferschale.

Und zwischen Laub rotglühend Dach an Dach,
o ihr vertrauten Häuser, o ihr weißgetünchten Ställe
und vor den Hütten spielend du, du sanfter Bach,
wie sehn' ich mich nach euch, ich müder, einsamer Geselle.

Rings um mich Roggenfelder mittagsleer,
von greller Sonne satt beschienen,
bald kommt das Dorf heraus und wuchtet schwer
euch Halme, und ihr müßt ihm sterbend dienen.

O seid ihr traurig? Warum zittert ihr?
Ein Schnitt, ein Rascheln, und ihr seid geborgen,
es blaut derselbe Himmel über euch und mir,
es ist für euch und mich dasselbe Morgen.

Und nur der Spanne, die uns von ihm trennt,
ist euch und mir ein ander Maß beschieden;
o wüßtet ihr, wie meine Seele brennt
nach Haus und Stall und Bach und all dem Frieden.

O könnte ich wie ihr ihm sterbend eigen sein,
für dich, mein Dorf, wie freudig wollt ich alles Liebe, Gute tun,
o käm ich nur noch einmal heim,
o könnt ich doch im Schatten deiner Linden ruhn.

Ihr todgeweihten Halme, nehmt mich mit auf euer Fahrt
ins Dorf, gönnt mir nur einen Winkel Raum,
denn bin ich erst daheim, werd ich auch aufgebahrt
und Mutter, Vater, Brüder, Schwestern, alle, alle kommen nach mir schaun.

Jetzt nahen Schritte, und ein helles Lachen geht
mit ihnen brüderlich und festlich Hand in Hand;
der ferne, würz'ge Rauch nur noch als Schatten steht
über dem herben, reichen Land.

Ein Klang von Stahl und welken Halmen weht
mir zu. Ich wandre weiter, abgewandt . . .

Zigeunerwagen . .

Von Friede Gewecke

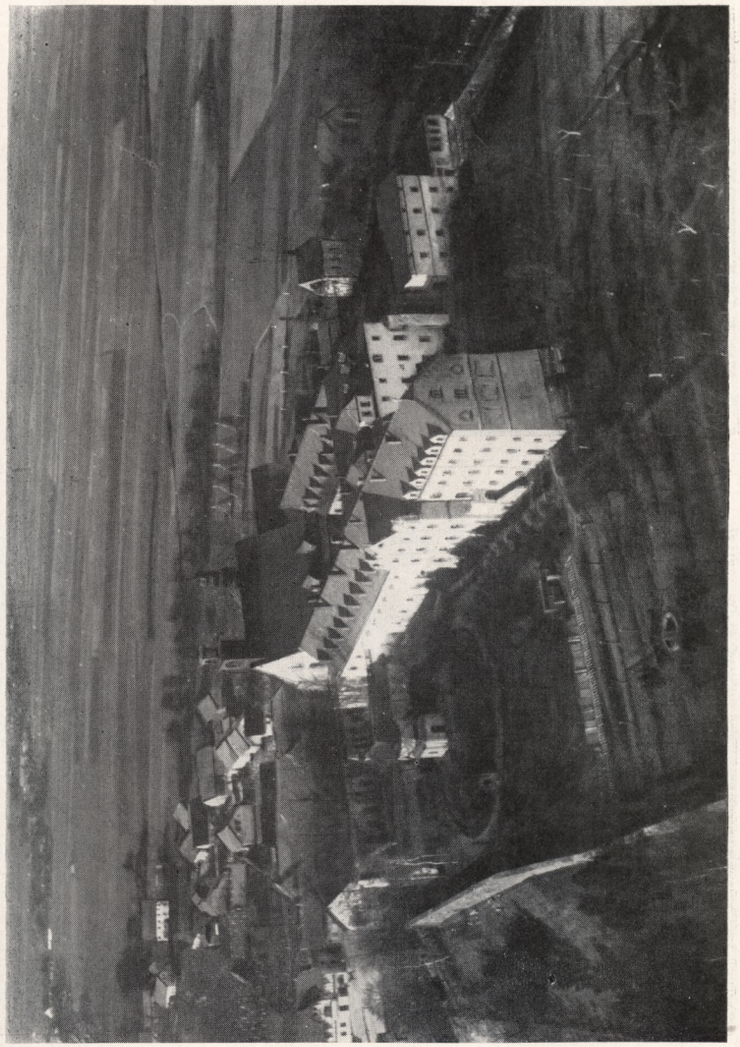
Was rennt das kleine und große Volk? — Eine Drehorgel spielt Choräle, Lieder und Schlager von gestern, vorgestern und heute. Dazwischen Hüt und Hott. — Zigeunerwagen.

Zwei Frauen in schreiend bunten Fetzen mit handbreiten Taillen wie Damen des Rokoko holen sich aus den Geschäften ihre Sechser, tragen auf den Schultern Käfige mit Papageien und Liebesbotschaften. Die blassen Gesichter, schmale lange Augen, ihre müde Anmut — Erbe alter Inzucht. Das Lächeln bekommt man gratis bei dem Angebot: „Wahrsaggän aus Hand? — Schreck steht in Haus und ieber Weg großßes Glieck mit viel Liebä, Geld und Kinder."

Liebe, Geld und Kinder spielen die große Rolle, Kinder vor allem. Da hängt so ein kleiner schwarzer Teufel zum Vorderfenster heraus mit Riesenjettaugen und strubbligem Haarschopf. Seine Arme baumeln an der Außenwand. Er rührt sich nicht, guckt nur. Die Straße ist voller Menschen. Jeder will diese sonderbaren geheimnisvollen Zugvögel betrachten, den musikschreienden, grellbemalten Wagen, die erregenden Bilder an den Breitwänden „Ein kühner Lebensretter oder der Brand von Wansbeck". Schwefelgelbe und zinnoberrote Flammen züngeln um das Fenster. Unten steht der greise, gramgebeugte Vater mit gerungenen Händen und einem prallen Beutel. 100 000 steht darauf. Da — der kühne Held! Er läßt die bewußtlose Frau aus dem Fenster an einem Strick herab. Wagerecht wie ein Stock schwebt sie in die Arme des Vaters. Liebliches Schlußoval in weiß und hellblau. Der Retter als grüner Jäger küßt die weizenblonde Maid keusch auf die Stirn, über der eine hellblaue Pleureuse wallt.

Herrlich — herrlich. Die Stadtkinder haben etwas Ähnliches noch nicht gesehen. Sie treten vor Aufregung von einem Bein aufs andere. Sie beißen sich anerkennend auf die Lippen und bohren gedankenlos, aber zielbewußt in der Nase.

Auf einem der Pferde sitzt ein Äffchen. Es kaut seelenruhig an einer Apfelsine, wirft die gepellten Schalen mechanisch beiseite. Plötzlich läßt es die geschickten Hände auf den Pferderücken sinken. Was mag los ein? Mag es nicht mehr? — Dieses kleine Wesen hat etwas erblickt, was niemand weiß. Es sieht einen Menschen reglos an, sieht und juckt sich nur manchmal hinter dem Ohr. Kluge, nachdenkliche Augen betrachten etwas. Nur ab und zu klappern die Augenlider. Die fremden Kinder bekommen Gänsehaut und rücken scheu von dem Angeschauten ab. Das Tier ist in sich versunken — juckt sich wieder am Ohr und auch sonst und zupft ruhig an seiner Frucht weiter. Es hat einen roten Ledergürtel um den kleinen Leib. Eine lange Kette führt daher zum Zaumzeug des Pferdes, das Anjela, das halbwüchsige Mädchen, hält. Der Vater



Aerokartograph. Institut Breslau

Et. Annaberg O/S.



St. Annaberg O/S.
Kalvarie, II. Fall



St. Annaberg O/S.
Kalvarie, Kreuzaufnahme

knallt hinten nur um des Effektes willen mit der Peitsche. Man bleibt nach zehn Schritten ja sowieso wieder stehen, damit das Publikum Gelegenheit hat, sich die Musik anzuhören, die anderen Bilder zu verschlingen und einen Groschen loszuwerden. „Schicksal eines jungen Mannes oder die Goldgräber" und „Das geraubte Kind rettet ein Menschenleben". Da gibt es ein zauberhaftes Weib, das vor einem Priester kniet, der das Kruzifix über sie hält, eine im Hintergrund wankende Wiege, finstre Nächte und glänzende Lanzenspitzen. Im nächtlichen Grase stirbt ein Mann, auf dessen Brust ein Wildschwein wutschnaubend die Hauer zeigt. Quittegelb segelt ein Sichelmond über dem Ganzen. Schlußbild: Mann, Weib, Kind sind als heilige Familie in Rührung und Liebe vereint. — Gott, wie aufregend! Das ist eben die wahre Spannung. Wie das alles zusammenhängt, wird ein gewöhnlicher Sterblicher allerdings nicht begreifen. Es gehört schon ein besonderer Sinn zum Verständnis dieser drei-Blutstropfen-auf-dem-Fensterbrett-Romantik und -Poesie.

Dazu wimmert die Drehorgel in ihrem eigenen Tonfall einen nicht wieder zu erkennenden Kollo „Zwei rote Rosen — ein zarter Kuß" oder „Großer Gott, wir loben dich" oder — man ist durchaus auf der Höhe — „Darf ich um den nächsten Tango bitten, süße klaaiine Frau". Anjela, das Mädchen, klirrt plötzlich fuchtelnd mit Schellentamburin, Armreifen und runden Ohrringen, schluchzt schrill und sehnsüchtig ein in der Ursache ehemals gewesenes „Without youu — sweetheaaart —!" Hoho, wem kommen da n o ch nicht die Tränen? Schwabach, May, wenn Ihr wüßtet, wie hinreißend falsch Anjela interpretiert: „Hasde nich nä abgelägkte Braaaut fier mich?" — Ihr würdet — dieses kesse Schmaltier bezaubernd finden. Die wüsten, langen Ringellocken kriechen ihr in den engen Ausschnitt der rot-grün karierten Bluse. Aus winzigen roten Tuchfetzen hat sie sich Schleifchen gebastelt und hinters Ohr gebohrt. Wenn sie den Kopf schüttelt und dazu mit dem Fuß stampft, klirren die vielen großen Blechringe an ihren Ohren. Die schweren Augendeckel hebt sie nur halb und mimt eine erotischere Anjela im Stile der Garbo, wenn sie von ihr etwas weiß. Fliegt ihr aber eine Zigarette zu, dann fangen die Zähne sie geschickt auf, und es gibt eine Einlage für den Spender. Sie tanzt nach jedem „Stück" gleich schlecht. Volkslieder, Choräle, Tango, Sixeight, es klingt aus diesem Wunderkasten ja doch alles gleich. Sie tanzt eigene Kompositionen, daß die erdnahen, meterweiten Röcke fliegen, zeigt verschwenderisch und ausgiebig die Zähne. Eine Hand in der Taille, wirbelt sie im Halbkreis vor der bunten Fuhre auf und ab. Der rechte Fuß setzt nur die Spitze auf, den linken zieht sie flach nach. Nur die Fixigkeit macht vergessen, daß dieses angebliche Kunststück jedes Kind ebensogut fertig bringt. Anjela, kleines, ungepflegtes Gör, du tust ja nur so, als ob du etwas könntest. Du müßtest mit einem Krug auf der Schulter in Jerusalem am Brunnen Wasser holen oder als schweigsame Odaliske samthäutig vor Haremstüren sitzen mit deinen großen Augen und schlanken Fesseln. Deine schmale Lidspalte ist voller Ge-

heimnisse. Dafür hüpfst du hier lächerlich mit wenig Talent und kindlichem Eifer vor Gassenbuben und Stadtleuten in der Runde.
Die Gäule hängen teilnahmslos die Köpfe, der Vater mault mit dem Wageninnern um einen Schnaps. Das Äffchen frißt seine Mandarine weiter, und der kleine Teufel hängt noch immer seine schwarzen Haare und schmutzigen Arme zum Fenster hinaus. Auf dem Fensterbrett der hinteren Wagenwand, die niemand beachtet, stehen zwei Blumentöpfe. Die alte Großmutter gießt ihre Pfleglinge. Weiße Zuggardinen mit bürgerlichen Klöppelspitzeneinsätzen schließen die Mitwelt von intimeren Einblicken aus. Die Spitzen waren damals besonders vorteilhaft ge—nommen. Ein kleines Geschäft mit großem Nutzen, wie beim Geldwechseln. Und niemand merkt es. Wovon sollen denn die vielen Mäuler — der Herr segne die Kinder! — auch satt werden? Außerdem braucht Anjela einen neuen Rock und rote Schuhe.
Sie tobt da vorne noch immer ausführlich und grundlos vor den Köpfen der Pferde. Sie schmachtet und wippt, sie versucht mit Händen und Füßen zu trillern — vielleicht hat sie das mal irgendwo irgendwem abgeguckt— sie hält sich in ihrer Pose für eine große Künstlerin. Aber der Vater piekt gelangweilt und mahnend mit dem Peitschenstiel nach ihr.
Da fährt das Mädchen herum und faucht wie eine Katze mit ehrlicheren Lauten in sein Gesicht. Ein Schwall kreischender Worte ergießt sich über ihn. Sie stampft mit den Füßen, schüttelt wild Fäuste und Kopf, rollt mit den Augen und zieht entsetzliche Fratzen. O du schöne Illusion, samthäutige Odaliske, wie hast du dich verändert! Sie wird puterrot vor Beleidigung: — sie j e t z t gerade zu stören, wo sie so schön in Ekstase war. Heut hat sie wirklich gut tanzen können, diable! Pest und Feuer! Damned!! Sie wird ins Wasser gehen oder in ein pied-à-terre in Paris — der Alte hat dann das Nachsehen mit seiner Saukiste. Keinen Groschen wird er verdienen, verhungern werden sie ohne sie, parblen! Accidenti! Schwefel und Hölle! Und sie wird unterdessen sweets essen und cream. Basta — Schluß — finito!
„Bestia" murmelt zärtlich der Vater. Stolz betrachten die Frau und die wirrhaarige Alte vom Fenster aus die bewegte Familienszene, der kleine Kerl reibt erfreut seine geballten Fäuste aneinander, das Äffchen macht Handstand und lange Nasen.
Anjela hat sich schnell verausgabt. Ihr Gezank klingt fast nach entfernten Tränen: — ins Wasser gehen — tot sein — b e s t i m m t! Und die Mamma hierlassen und die alte Mamme und dio mio — den kleinen Teufel!!
„Karascho, Anjela — es ist gut" sagt der Vater und streichelt ihren Rücken. Da lacht sie schon an seinem Halse, löst sich aber mit einem schnellen Biß in sein Ohr gleich wieder von ihm.
„Hü, ho — avanti!" schnalzt der Alte, knallt mit der Peitsche, Anjela faßt die Trense. Das Publikum kopfschüttelt hinter dem Wagen her: diese Leute — wie im Theater! Diese Leute — Z i g e u n e r.

Die kleine Wachtel*

Von Hans Kaboth †

Es war Frühjahr bei uns, und die kleinen Wachteln waren wieder da. Waren froh, da sie die weite Reise hinter sich hatten. Denn bitterschwer wurde ihnen immer der Weg übers Meer. Sie schafften es kaum. Sie benutzten so viel als möglich den Landweg. Aber, übers Meer mußten sie. Das ließ sich nicht vermeiden. Warum zogen sie denn überhaupt? Warum blieben sie nicht gleich ihren Verwandten, den Rebhühnern, auch über Winter in ihrer Heimat? Sie zogen jahraus, jahrein, wenn der Herbststurm sein Lied begann und wenn der Frühling über die Felder sprang, fort und zurück, zurück und wieder fort, weil der geheimnisvolle Schöpfer aller Dinge diesen Wandertrieb in ihr kleines Wachtelherz gelegt hatte und sie nun wandern mußten: gut oder böse.
Sie war also wieder da, die kleine Wachtel.
„Wir sind daheim, Peckwecker", sagte Frau Peckwerweck zu ihrem Manne. „Sieh, erkennst du die Heimat wieder?" „Ja, Peckwerweckin, ich erkenne sie, Oberschlesien ist es, wo wir wieder sind! Hier fließt der Feldbach, in dessen Ufergebüsch wir uns im vorigen Jahr vor dem bösen Sperber verkrochen; dort blühten und dufteten die gelben Lupinen; links davon das Weizenfeld mit seinen schweren, goldgelben Ähren und rechts drüben das Kleestück, dessen junge, zarte Blättchen ein wahrer Hochgenuß waren."
Frau Peckwerweck nickte. Lief zu ihrem Männchen hin und scharwenzelte zärtlich vor ihm umher.
„Hm", meinte Peckwecker und sah ihr unternehmend in die Augen. „Wir bleiben wieder hier und bauen uns hier wieder das Nest, Männchen", flüsterte sie. Er warf sich in die hübsche, rostrote Brust, spreizte die rostgelben Steuerfedern mit ihren weißen Schäften und schwarzen Bindeflecken auf die Erde, richtete das kurze gewölbte, gelblichweiße Schwänzchen in die Höhe und sagte kühn: „Morgen fangen wir an, Frauchen".
So war inzwischen der Frühling ganz im Lande: es blühte, grünte, sproßte und keimte

* „D i e k l e i n e W a c h t e l" stellt Friedrich Stumpe-Frauendorf aus dem Nachlaß von Hans Kaboth zur Verfügung. Stumpe schreibt uns dazu noch, daß Hans Kaboth die vorliegende Arbeit im Vorwinter 1924 (30. 11. und 1. 12.) in Worte gefaßt hat, in einer Zeit, da die Sehnsucht nach Frühling, Gotteswelt und Heimaterde stärker in dem Dichter brauste. Und in unserer Erzählung steht er leibhaftig vor uns, der „a l t e W a l d m e n s c h", ein feiner Mensch, weltfremd und menschenscheu (die kleine Lupinula riecht widerlich nach Stadt und Mensch), doch wie selten jemand mit der unverfälschten Natur innig verwachsen, in der allein er Glück und Ruhe fand. Stets war das Herz ihm voller Sehnsucht; doch Sehnsucht ist Leben, Erfüllung ist das Ende. Nach seinem Heimgange am 9. Mai 1928 wurde des einsamen Dichters Asche der schlesischen Heimat-Mutter-Erde zurückgegeben.
Und wenn „Der Oberschlesier" das Gedächtnis Hans Kaboths durch die Veröffentlichung dieser kleinen Erzählung begeht, so erfüllt er hiermit freudig eine seiner schönsten Aufgaben, das Werk und das Gedenken der Söhne Oberschlesiens zu pflegen."

nach Herzenslust. Im Erbsenfeldstück scharrte Frau Peckwerweck eine kleine Vertiefung, kleidete sie mit einigen trocknen Pflanzenfasern aus und fing zu legen an. Legte neun glattschalige, auf bräunlich-erbsgelbem Grunde braungefleckte, wie in Kalkmilch getauchte Eier hinein und bebrütete sie mit treuem, nie versiegendem Eifer achtzehn Tage lang. — Da schlüpfte das erste Junge aus dem Ei; gleich darauf kamen auch die andern.

Nun hielt Frau Peckwerweck nichts mehr auf dem Neste. Sofort nach dem Ausschlüpfen liefen ihre Kleinen hinter ihr her ins dichte Erbsenfeld. Sorgsam von der Mutter behütet und geführt. Es fing zu regnen an. Da lockte Frau Peckwerweck, und so schnell sie nur konnte, kam die ganze kleine Gesellschaft, verkroch sich unter den weichen Federn der Mutter und wurde von ihr zärtlich und liebevoll gehudert.

Zuletzt war das kleine Sandkratzerle, die kleine Lupinula, unter das mütterliche Gefieder gekrochen. Die kleine Lupinula hatte schon die ersten schweren Regentropfen ins weiche Gefieder bekommen und war deshalb in Angst und großer Schüchternheit. Lupinula war die Jüngste, zuletzt aus dem Ei gekrochen, Mutters Vorzug. Von den älteren Geschwistern oft geneckt, aber von allen mehr oder weniger bemuttert. Drum machten ihr die andern, die schon sicher und warm unter Frau Peckwerwecks Gefieder saßen, auch gleich Platz, als sie ängstlich angelaufen kam. Frau Peckwerweck hatte schon etwas bänglich nach Lupinula ausgeschaut, aber Papa Peckwecker hatte sie beruhigt. „Die kommt schon noch", hatte er gesagt. „Die ist immer die letzte, weiß nie so recht wie und wann, aber findet zuletzt doch immer noch zurecht".

Peckwecker hatte Recht behalten. Nun saß die kleine Lupinula wohlgeborgen und warm eingehudert mitten zwischen den andern unter Mutters Federn. Hatte die Augen geschlossen und schlief, während der erste Sommerregen warm und schüttend auf die Weizenähren fiel, sie dicht zu einem Dach umbog, unter dessen Schutz die ganze Wachtelfamilie saß.

Es ging schon stark in den Sommer hinein. In goldenen Wogen schwankten die Kornfelder hin und her, wenn der weiche warme Sommerwind die goldschweren Köpfe huderte. Das liebte er, das tat er gar zu gern. Hatte seine Freude an diesem wogenden Goldmeer, in dem niemand ertrank — und blies immer wieder mit seinem sonnenhellen warmen Atem hinein. Es sah auch gar zu schön aus! Besonders, weil die blauen Kornblumen mitmachen mußten und in das goldne Gewoge blaue Streifen zogen. Und dann nahm der helle sonnige warme Sommerwind die ganze Würze der Felder und Wiesen und warf sie lachend ins Dorf hinein, das mitten in den Feldern und Wiesen stand. Weich und sanft fuhr der Sommerwind über die Felder. Schüttelte an den Erlen und Weiden am Feldbach und an den blühenden Kastanien am Dorfe vorn. Dort standen Holztische und Holzbänke, und es war wie ein Traum, am warmen Sommerabend dort zu sitzen, den würzigen Duft von den Feldern und den süßen Duft von den Kastanienkerzen einzuatmen, das Peckwerweck der Wachteln und den lauen Sommerwind, der durch die Blätter spielte, zu hören. Und wenn alle Lupinenstücke in goldgelben Schmetterlingsblüten steckten, lag der süße Duft davon schwül und wonnig, schwer und betäubend wie ein Rausch des Südens darüber: Peckwerweck, peckwerweck — —.

Die Wachteln trauerten, als die erste Sense im Felde klang. Goldene Ähren fielen. Sanken hin wie fallende Soldaten. Standen nie mehr auf. Lagen wie geschichtetes Gold übereinander und waren tot. Das Sterben ging übers Feld. Fing an und hörte nicht mehr auf.

„Peckwerweck" klagten die kleinen Wachteln leise. Aber es nutzte ihnen nichts. O, es war arg, wie die Sensen im Felde arbeiteten! Nicht wie Musik klangs. Wie ein Weinen.

Peckwecker, Frau Peckwerweck und die Kleinen, nun jetzt fast Großen, flüchteten in den Schutz der Kartoffelstauden. Natürlich kam die kleine Lupinula um eine Pferdelänge zu spät. Und wäre beinahe der Sense zum Opfer gefallen.

„Lupinula, Lupinula" peckwerweckte Frau Peckwerweck traurig. „Mutterchen", piepste die Kleine, „sei doch froh, daß ich glücklich da bin!" — Da drückte Frau Peckwerweck ihren hübschen kleinen Braunkopf zärtlich an den noch kleineren hübschen Braunkopf Lupinulas.

Und nun zerstreuten sich die Wachteln immer mehr. Die Kinder waren ausgewachsen und suchten sich selbständig ihre Nahrung. Die Stoppeln im Feld klapperten hart und herbstlich, und der Schutz im Felde wurde immer spärlicher. Die Bauern ackerten, und die Erdschollen wurden umgebrochen. In den tiefen Ackerfurchen saßen jetzt oft die Wachteln und drückten sich da hinein. So gut es ging. Ungemütlich, ja höchst gefährlich wurden die Raubvögel. Der kleine, grausame entsetzlich gewandte und kühne Sperber war ein schlimmer Räuber. Frau Peckwerweck hatte den Tod des dicken, lieben Weck mitansehn müssen. Und konnte nicht helfen, nicht retten. — Eines hellen Sommernachmittags wars. Die Wachteln saßen in dem frisch geackerten Feldstück. Hoben sich mit ihrem etwas helleren rotbraunen Federkleide nicht viel, aber doch so viel von dem noch frischen, erddunklen, tiefbraunen Acker ab, daß sie Herr Astur Nisus, der Sperber, erspähte. Blitzschnell, unheimlich schnell, wie ein elektrischer Funke, kam er angesaust. Stieß sein schreckliches gellendes, messerscharfes Ki ki ki aus und war über den Wachteln, die entsetzt dicht übern Erdboden fliegen wollten. Frau Peckwerweck war die erste, die den furchtbaren Räuber kommen sah und sein schneidendes Ki ki ki hörte.

„Schnell! Rettet euch! Der Tod!" schrie sie verzweifelt und schob schon über den Acker hin, dem rettenden Gebüsch zu. Der dicke Weck aber hatte geschlafen, geträumt und es zu spät gehört. Schon stieß grausam lachend der unerbittliche, blutdürstige Mörder herab, kikikiki. Saß dem armen Weck im Genick. Federn stoben; ein entsetztes „girr girr girr", ein einziges Auseinanderflattern und schon hing Weck in den furchtbaren Fängen des Räubers: blutend, leblos. Sofort fing der Sperber zu köpfen an. Gar nicht weit von dem Ort, wo Frau Peckwerweck saß. Die Mutter mußte mitansehn, wie ihr Kind zerrissen wurde. Sah die Federn des lieben kleinen, dicken Weck traurig herabflattern und sah die goldgelben Augen des Mörders blitzen und funkeln. Es war

traurig. — Das zweite Kind von Frau Peckwerweck hatte die Katze geraubt. Die kam aus dem Dorfe angeschlichen. Geduckt, lang hingestreckt, fast auf dem Bauche kriechend. Die Augen mit den bösen Schlitzpupillen gradeaus gerichtet. Auf alles aufpassend, jede Bewegung im Felde wahrnehmend. Alles erspähend, alles abwitternd.

Frau Felina war eine gefährliche Feindin. O, daß sie nicht zu Hause in der Scheune blieb! Immer im Felde herumstrolchte. Vögel raubte, und Mäuse nur so nebenbei nahm. Eine schöne, dreifarbige Katze wars. Ihre Schönheit war aber tötend. Wo sie sich sehen ließ in ihrem Dreifarbspiel, stellte sich der Tod hin und stand Posten. Unentwegt. Geduldig wartend. Wechselte seinen Posten, je nachdem Frau Felina hierher oder dorthin kroch. So schlich sie Ackerstück um Ackerstück ab. Verhielt mal unbeweglich, nur mit der äußersten Schwanzspitze hin und herpendelnd, still, drückte sich tief in die Furche oder richtete sich ohrenspitzend auf. Da pickte im grünen, dem roten Blühen entgegenreifenden Kleestück Peck, das zweite Söhnchen Frau Peckwerwecks, an den jungen Kleeblättchen herum. Ahnungslos, daß Frau Felina heranschlich und ihn witterte. Sie hatte ihn noch nicht gesehn. Wußte aber, daß dort vor ihr im Klee etwas war, was sie brauchen konnte.

Armer Peck, warum hat dich niemand gewarnt. Oder vielmehr, warum hast du nicht darauf geachtet, daß soeben drüben am Feldbach die schwarze Feldamsel so entsetzt aufkreischte und eine ganze Weile dix dix dix geschrieen hatte. Peck scharrte im Klee und wollte sich setzen. Es war hübsch warm, der Abend war so sommerschön und sommerstill. Ein paar Grillen zirpten, ein Frosch — der alte Froschkönig Quakulus wars —, quakte im tiefsten Baß. Eine Lerche war noch einmal aufgestiegen und trillerte, im Abendhimmel hängend. Peck war müde. Da hörte er ein Geräusch. Rasch fuhr er auf. Es war zu spät. Die Katze hatte ihn. Noch lebte er. Aber da krallten die Krallen in seine weiche Brust: Peck mußte Abschied nehmen vom Sommer, vom Leben. — —

Frau Peckwerwecks drittes Kind, die kleine Ducklinde, kam auf eine merkwürdige Weise ums Leben.

Der Jäger jagte mit dem Vorstehhunde im Felde auf Rebhühner. Ducklinde saß ganz allein und abseits in einer Rübenfurche. Da plötzlich sah sie, wie der Hund nach ihr hin die Nase hochhob, in die Luft schnüffelte und darauf im Galopp dem Rübenstück zurannte. Ducklinde bekams mit der Angst. Drückte sich ganz tief in die Furche und rührte sich nicht. Aber der Hund kam näher und näher. War schon am Rande des Rübenstücks und zog nun langsam aber sicher mit hocherhobener Nase und wagrecht nach hinten gerichteter Rute auf Ducklinde los. Sie duckte sich noch fester, noch tiefer. Aber plötzlich stand er dicht hinter ihr. Nun sah sie auch mit eiligen Schritten den Jäger herankommen. Das wurde ihr doch zu viel. Sie erhob sich und strich ab. Hörte zwei laute Knalle, hörte um sich herum die Schrote prasseln, blieb aber heil. Da mußte es das Unglück wollen, daß sie mit aller Wucht gegen einen Telefondraht, der quer übers Feld lief, flog. Es gab einen klingenden Ton, und Ducklinde fiel leblos und wie ein Sack auf den Erdboden herab. Mausetot. Ein rascher, aber kein schöner Tod. — —

Drei von Frau Peckwerwecks Kindern sollten also den fernen Süden nicht kennen lernen. Drei? . . . Nein, vier: Lupinula, Frau Peckwerwecks Jüngste, war nun auch ausgewachsen und selbständig geworden. Nicht so ganz selbständig wie die andern. Immer drückte sie sich noch in der Nähe der Mutter herum: sie blieb nun einmal das Nesthäkchen; war etwas im Wachstum gegen die Geschwister zurückgeblieben, immer etwas ängstlicher, piepiger, zarter. Auch in der Färbung des Gefieders ein wenig heller.

Als die Sensen klangen und die Sicheln tönten, verkroch sie sich ganz tief ins hohe Kartoffelkraut. Mochte gar nicht auf die Stoppeln heraus. Wenn ja, dann wars ganz hastig, um dort die ausgefallenen Körner zu picken, sich rasch das Kröpfchen zu füllen und schleunigst wieder ins bergende Kraut zurückzulaufen. „Um Lupinula sorge ich mich am meisten", hatte oft Frau Peckwerweck zu ihrem Manne gesagt. „Laß sie nur, die hilft sich schon durch. Das viele Sorgen nutzt nichts und man lebt nur einmal", hatte da Peckwecker etwas egoistisch erwidert. Peckwecker w a r auch etwas Egoist. So recht wollte er sich nicht um die Kinder kümmern. Und immer blieb er darin etwas Freigeist. Frau Peckwerweck zupfte sich ein locker gewordenes Federchen aus und seufzte. Aber da kam grade Peckwecker von einem seiner etwas phantastischen Ausflüge wieder zurück. Lockte ganz süß und sehnsüchtig zweimal leise peckwerweck, peckwerweck, und alles war wieder gut. — — — —

Der Herbst stand vor der Tür. So recht fest saßen die Blätter an den Feldbüschen nicht mehr. Als eines Tages der Herbstwind Anfrage hielt, wies mit seinem Kommen sei, flatterte eine ganze Menge Blätter zur Erde. „Hm", brummte der Herbstwind und nahm die Backen voll. „Hm, also es wird!" Und noch mehr Blätter fielen. — —

Die Wachteln wurden unruhig. Irgend ein Etwas trieb sie hierhin und dorthin. Zu großen Versammlungen vor der Reise wie bei andern Zugvögeln kams zwar nicht. Aber sie scharten sich doch zusammen, bildeten einzelne Flüge, horchten aufmerksam, wie der Herbstwind in die Saiten seiner Harfe schlug und bekamen Reisefieber. Liefen zunächst und flogen abwechselnd südwärts: die einen früher, die andern später. Aber an die Küste des Mittelmeeres hin sollte doch die Reise gehn. Und dann wieder übers Meer. Übers weite, offene Meer. Auch die kleine Lupinula hatte schon mächtig das Reisefieber. Wußte nicht recht, wem sie sich anschließen sollte. Flog in den goldigen Herbsttagen, die voll Sonnenschein hingen, von einem Kleestück ins andere und schob die Mitreise immer wieder auf. Viel Wachteln waren schon fort. Andre waren dafür aus den noch nördlicher gelegenen Standorten hier in Oberschlesien eingekehrt, um sich kurze Zeit auszuruhn. Ein ewiges Kommen und Gehen wars. Recht ungern ging Lupinula von hier fort. Ein herrlicher Herbst mit blauem Himmel und Sonnenschein, warmen Sternennächten und Vollmondglanz hatte sich aufgetan und so festgenistet, als ob es ewig währen wollte. Aber, fort mußte man trotzdem. Es durfte nun nicht mehr gezögert werden. Was sollte sein, wenns plötzlich kalt, regnerisch, stürmisch wurde? Wenn

dann gleich der Winter einsetzte? — — „Lupinula, Du mußt fort!“ sagte Frau Girrhick, die Rebhuhnhenne. „Sieh, Kleine, Du bist viel zu zart. Du kannst hier den Winter nicht vertragen, gehst elend zu Grunde. So leid mirs tut. Ich rate Dir, Lupinula, zögere nicht länger mehr.“

Ja, Frau Girrhick hatte Recht: morgen früh, wenn die Sonne unten am Horizont auftauchte und alles in Goldrot erschien, mußte geschieden sein. Ein Flug anderer Wachteln wollte ebenfalls morgen in der Frühe reisen. Dem wollte Lupinula sich anschließen. Mit Abschiedsschmerz im Wachtelherzen schlüpfte Lupinula heute Abend noch einmal, zum letztenmal für Diesjahr, durch den Herbstklee, der in dicken, roten, süß duftenden Köpfen blühte.

Mummerich, der gute alte Hasenhäuptling, saß auch im Klee. Duckte sich erst, als Lupinulas weiches Gefieder an den roten Blütenköpfchen ein leises Rascheln verursachte, machte aber gleich ein neugieriges Männchen, als er sah, wers war, der das Rascheln zuwege brachte.

„Ach, D u bists, Lupinula“, schnarrte er und ließ sich gemütlich auf alle vier Hasenläufe herab.

„Leb wohl, Mummerich“, sagte die kleine Wachtel.

„Also behüt' Dich der Himmel, Kleine“, knarrte Mummerich. „Schön mags ja dort unten im Süden sein, wo Du hinkommst, aber auch gefährlich. Soviel ich weiß, gibts Krokodile im Nil und dafür dank ich!“ „Ach, Mummerich, so wie Du Dir das denkst, ist das nicht. Mutter meinte, die Krokodile sähe man gar nicht; vielleicht gibt es überhaupt dort keine mehr.“ „Na ja, na ja, hier aber, Kleine, gibt es b e s t i m m t keine Krokodile, und was Gewisses ist mir lieber als diese unsichere Nilgeschichte“, quäkte der alte Rammler und schnitt seine Grimasse. „Manchmal könnte man sich vor Dir fürchten, Mummerich, so'n Gesicht schneidest Du oft mit Deinen großen Zähnen drin“ peckwerweckte Lupinula lachend. Mummerich warf sich in die Brust: „Ich b i n zu fürchten, Lupinula!“ schnarrte er, rupfte ein Büschel Klee und zerknutschte es zwischen seinen großen Zähnen.

„Leb wohl“, rief die kleine Wachtel und wollte auffliegen. Da schrie sie plötzlich ganz kläglich auf. „Nanu?“ fragte Mummerich. Da sah er zu seinem Entsetzen, daß sich Lupinula mit dem linken Beinchen in einer Pferdehaarschlinge gefangen hatte und hilflos am Boden flatterte.

„Hasenscharte noch einmal!“ fluchte er und hoppste schnuppernd um die arme kleine festhängende Wachtel herum.

„Und dort kommt jemand, Lupinula! Ich muß fort!“ rief er gleich darauf, machte ein langes Männchen und stob in langen Sätzen davon. „Beweg Dich nicht, sonst reißt Du Dir noch das Bein aus“, hatte er ihr noch im Davonsausen zugerufen.

Da lag Lupinula hilflos im Klee — — — .

„Na also, endlich!“ rief der Mann, der übers Feld geschlichen kam und die arme kleine Wachtel in der von ihm gestellten Laufschlinge liegen sah. „So, warte, Kleine, sollst mir ein hübsches Stück Geld bringen in der Stadt!“ Vorsichtig löste er das Beinchen aus der Schlinge. Lupinula jauchzte innerlich. Fühle sich wieder frei. Aber . . . . armes Jauchzen! armselige Freiheit! — Der Mann hatte ein kleines Gebauer aus Holzstäben bei sich unterm Mantel. Dorthinein schob er die kleine Wachtel.

Da saß sie drinn', um sich herum ein Gitterwerk von Holzstäben.

Da sich niemand zeigte, trug der Schlingensteller den Käfig ganz frei. So konnte die Kleine noch einmal die Felder ihrer Heimat sehn. Ein goldroter Abendglanz lag wie hingehaucht über Feld und Wiese. Malte goldrote Streifen bis zum fernen Waldrand hin und vergoldete die langen, weißen, fliegenden Fäden des „Altweibersommers“.

Ein langer, weißer, schimmernder Faden kam ums Gebauer herumgeflogen, blieb dran hängen und ließ sich mitziehn in die Gefangenschaft hinein.

„Ekliges Zeug“ schimpfte der Mann und kratzte ein paar solcher Fäden von seinem Mantel. Aber die Augen der kleinen gefangenen Wachtel hafteten an dem hinterher fliegenden Faden. Wanderten an ihm entlang und über ihn hinaus. In die leuchtenden Wiesen hinein — — —

Der Meister Engelbrecht legte den Pfriemen weg, bog den Kopf zum Fenster hinaus, lächelte und horchte.

„Hm, nu endlich“ murmelte er zufrieden und strich sich den Schnauzbart. Und wieder dieses sanfte, süße, melancholische „Peckwerweck, peckwerweck“.

Arme kleine Lupinula. Also hier bist Du! Hier über dem Rauchdunst der großen Stadt. Hier, wo Du über die niedrigeren Häuser weg grade ein winzig kleines Stücklein Feld, eine handvoll groß, sehn kannst. Wo Du sehn kannst, wie sich auf diesem Stücklein Feld das hochaufgeschossene, fast in den Ähren stehende Korn wiegt. Wo Du sehn kannst, wie das goldgelbe Lupinenfeld in die süße Blüte kommt und der Klee seinen roten Honigreichtum von Dickköpfen ansetzen will! —

„Peckwerweck, peckwerweck“.

„Christine“, sagte der alte Schuhmacher zu seiner alten Wirtin, die am Ofen umherschlürfte, „Christine, siehst Du, ich hatte doch Recht: nun hat sie sich gewöhnt und ruft froh und vergnügt ihren hübschen Wachtelschlag.“

Aber die Alte schüttelte den Strudelkopf.

„Froh?“ brummelte sie und horchte auf das süße, wehmütige Peckwerweck. „Nee, traurig ist sie, Meister, ganz tottraurig!“

Die alte Christine hatte eine unglückliche Jugendliebe hinter sich.

Betroffen nestelte der alte Schuhmacher den grünen Augenschirm ab. „Hm“, machte er. Auf einmal kam auch ihm das „Peckwerweck“ nicht mehr froh und fröhlich vor — —.

Unten in der Ohlauer Straße war viel Leben. Menschen hasteten aneinander vorbei. Wagen polterten, die Elektrische läutete, und die Autos ratterten.

Nur ein Mensch — es war ein älterer, großer Mann — ging langsam die Straße entlang. Wurde angestoßen, wich aus, stieß an, entschuldigte sich, wäre fast unter die Elektrische geraten und sagte mit stillem Lächeln vor sich hin: „So'n einsamer Waldmensch wie ich ist doch das Treiben der Großstadt gar nicht mehr gewöhnt.“

— — Dieser „alte Waldmensch“ war nach langen, langen Jahren wieder einmal aus seinem stillen, einsamen Forsthause am Ufer der Lahn in seine Heimat, nach Schlesien, gekommen. Sein Herz hatte ihn hierhergezogen. Er wollte wieder, noch einmal, wohl zum letzten Mal, die Heimat wiedersehn. Wollte noch nach Oberschlesien hinauf, in eine ebene, flache, zum Teil sandige Gegend, wo seine Wiege gestanden hatte. Wo die goldgelben Lupinenfelder blühten und dufteten wie süße Erinnerung, wo der Klee rote, dicke Dolden hatte und den summelnden Goldbienen Honig schenkte. Wo zwei alte Linden standen und auf den alten Waldmenschen warteten. Um ihre Äste ihm entgegenzubreiten, weil keine andern Arme mehr lebten, die den einsamen Mann vom Ufer der fernen Lahn in der alten Heimat umfangen und ans Herz ziehen konnten — — —.

So schritt sinnend dieser Waldmensch die Ohlauer Straße hinunter. Stieß an, entschuldigte sich höflich, wurde angestoßen und sagte höflich „bitte sehr“, und sah jedem Menschen, der ihm begegnete, mit einer gewissen Spannung ins Gesicht: aber alles war fremd, fremd, fremd. — Da strich sich der Mann über die Stirn, lächelte und sagte zu sich: „Tor, die sind doch alle tot, längst tot! Wo kennt Dich denn noch jemand, wo kannst Du denn noch ein bekanntes Gesicht erwarten!“

Aber plötzlich fuhr der Mann zusammen. Jäh, wie vom Blitz getroffen. Blieb stehn, starrte wie verstört um sich, in die Höhe:

„Peckwerweck, peckwerweck“ klangs auf einmal über den Straßenlärm hin. Klar und deutlich. — Süß, hold, sanft, traurig, voll Sehnsucht.

„Peckwerweck, peckwerweck“ — — —.

„Herrgott, bin ich denn verhext?“ murmelte der Mann. „Hier mitten in der Stadt?“ .... und vor ihm stieg aus der tiefen Versenkung, in der sie begraben lag, seine Jugend ans Licht des Tages..... Ja, dieser Wachtelruf! Ach Gott, ja, da hab' ich als Junge gelegen! Dort draußen im Felde! Hinter'm Dorfe, wo die goldgelben Lupinen blühten, dufteten — — so süß, so voll Wonne, so hold, so sinnbetörend. — — —

Nun wußte er, was ihn in die alte Heimat so mächtig gezogen hatte: die Jugend, der holde Wachtelruf! — Kleine, liebe Wachtel. Hier, hier im Großstadtstraßenlärm mußt Du mich locken; mußt Du mir die Jugend vorzaubern. Die Jugend und die Heimat, wo alles, was ich hier kannte, liebte, was mich kannte und liebte, tot — längst tot ist!

Ich weiß es, denn ich hab's selber gesehen: zwei dicke Tränen standen in den Augen des alten Waldmenschen vom fernen Lahnufer, als die kleine Wachtel „Peckwerweck“ rief. Und nun ging der Mann dem Wachtelruf nach.

Er klopfte an der Tür der Schusterwerkstatt.

Vor Meister Engelbrecht stand er. Draußen, im vergoldeten Abendglanz lockte die Wachtel: „Peckwerweck“ — — —.

„Na, dann meinetwegen, Sie sollen sie haben, Sie drolliger Mann“, sagte halb unwirsch, halb freundlich der Meister Engelbrecht und steckte das Geld in die zerschlissene Westentasche.

Der Waldmensch aber hatte die Kiste, in der die kleine Lupinula saß, in der Hand. „Sie hat einen kleinen Fehler“, sagte Meister Engelbrecht. „An dem linken Beinchen fehlt die Hinterzehe. Wohl durch die Schlinge abgerissen ....“

„Schon gut, Alter, schon gut“, nickte der Fremde.

Unter seinem Mantel barg er den kleinen Wachtelkasten. Nahm ihn mit nach Oberschlesien. Mit in sein Heimatdorf hinein. Durchwanderte die stillen Dorfstraßen, begegnete den Dorfleuten, die ihn nicht kannten, die er nicht kannte. Ging zu dem auf einer kleinen Anhöhe liegenden Dorfkirchhof, las dort die Inschriften auf den Grabkreuzen, lächelte still und sah hinaus in die Felder und Wiesen.

Da lagen sie vor ihm, wie einst in der Jugend: goldgelb die Lupinen, rotköpfig die Kleestücke, lila-weiß die Buchweizenäcker, mit goldenen Ähren das Korn. In den Wiesen die Blumen. Glockenblumen nickten und läuteten. Aber das hörte nur dieser Waldmensch auf dem Kirchhofe. Vergißmeinnicht lachten blau in den blauen Himmel hinauf, und der gelbe Löwenzahn prahlte und dachte wirklich, er hätte etwas vom Zahn des Löwen.

In der offenen Kirchhofskapelle saßen — wie einst — die aus Gips in Überlebensgröße hergestellten Figuren der zwölf Apostel. Saßen so stumm, so lächelnd, so ernst, so freundlich, so finster — wie einst. Petrus hatte ein blaues Gewand und eine ernste Miene; Johannes ein rotes Gewand und eine freundliche Miene; und Judas hatte ein schwarzes Gewand und ein so finsteres Gesicht, daß der alte Waldmensch das Gruseln des Knaben von damals wieder nachfühlte und verstehen konnte.

„Also, kleine Wachtel, nun wollen wir gehn!"

Er nahm den Kasten und ging mit ihr hinaus ins Feld. Zum Erlenbach, zum Lupinenfeld hin .... und just der Zufall brachte es, daß er die kleine Wachtel gerade an der nämlichen Stelle frei ließ, wo sie im vorigen Jahr das Licht der Welt erblickt hatte. Wir wissen es: als jüngstes Kind der lieben Frau Peckwerweck und ihres, ein wenig flatterhaften Ehegemahls, des Herrn Peckweckers.

Erstaunt, verängstigt, ungläubig, saß die kleine Lupinula erst ganz still da, als der Waldmensch sie vorsichtig aus dem dunklen Kasten genommen hatte. Dann aber kam das Entzücken. Frei!! Sie war frei!! — Schnell schaute sie sich nach dem Manne um, der sie freigelassen hatte. Der saß still an dem Ufer des Feldbaches und sah mit merkwürdig glänzenden Augen nach ihr hin. Da lief Lupinula schnell ein paar Schritte nach vorn. Saß eine Minute lang am Rande des Lupinenfeldes und schlüpfte drauf gewandt hinein. Fühlte einen Schmerz im Beinchen, das in der Schlinge gesessen hatte bis oben hinauf und legte sich einen Augenblick schwach auf die Seite. Streckte das Beinchen hoch, zuckte ein paar Mal hin und her. Nun gings wieder. Sie stand auf, lief wieder ein Stückchen und hatte über sich die goldgelben, hochstehenden Trauben der Lupinen. Mit Entzücken sog sie den süßen Duft ein; in den kleinen Lungen kitzelte noch immer der Rauchdunst der Großstadt.

Unweit von Lupinula lockte es plötzlich: „Peckwerweck, peckwerweck". Nun rief auch sie zärtlich, noch ein wenig scheu und befangen „peckwerweck". Da kam eine andere Wachtel rasch auf sie zugelaufen. Lupinulas Herz pochte. Ein hübscher, junger, vorjähriger Wachtelhahn wars. Er lief dicht an Lupinula heran, stutzte, stellte die Flügel in Balzstellung, stiebte aber auf einmal davon. Nichts mehr war von ihm zu sehn.

„Merkwürdig", dachte Lupinula und machte traurige Augen.

Nicht lange dauerte es, so lockte es wieder. Wo anders her. „Peckwerweck" rief Lupinula. — — Da kamen zwei Wachteln, ein Pärchen wars, angelaufen. Liefen dicht an Lupinula heran und flogen auf einmal mit ängstlichem „Girrgirrgirr" vor ihr zurück. Lupinula erschrak.

„Ja, bin ich denn verhext?" klagte sie. „Du riechst ja nach Mensch und Stadt" schnarrte es neben ihr. Lupinula sah hin und sah ein Rebhuhn sitzen. „Frau Girrhick!" rief sie froh. „Ja, aber — Kleine", meinte Frau Girrhick erregt, „wo kommst Du denn her? Ich wollte auch schon Reißaus nehmen vor Dir, ehe ich Dich erkannte!" — Da erzählte Lupinula der alten Frau ihr Erleben.

„Hm, das ist bös", meinte Frau Girrhick ernst. „Du wirst gemieden werden, Lupinnula, weil Du nach Stadt, Rauch, Mensch, Gefangenschaft riechst."

Und so wars, so bliebs. Traurig durchlief die kleine Lupinula die schönen goldigen Felder. — Alle mieden sie —. Sie blieb allein. Rief und lockte „peckwerweck, peckwerweck"; aber es klang so traurig wie damals in der Stadt. Lupinula nahm sichs zu Herzen. Und auch der Schmerz in dem kranken Beinchen blieb. Zog bis in die Brust hinein —.

„Ach, du goldener Frühling, du schöne Jugendzeit!" dachte Lupinula und die Erinnerung an ihre vorjährige Jugend stieg wie ein holder Traum vor ihr auf. — —

Das Leben ist kurz. „Wunderlich kurz", sagte der Waldmensch vor sich hin, als er am letzten Abend vor seiner Wiederabreise in die Felder und Wiesen seiner Jugend ging.

Verscheidender Sonnenglanz durchzitterte den weiten Raum. Unendlich schien er zu sein. Himmel und Erde vermählten sich zu Einem.

Himmel? Da oben im Nichts — — —. .... Erde?

Hier unten, wo ich stehe und um mich das Land meiner Jugend. In der alten Herrlichkeit und Pracht. Unverändert in Schönheit und immer erneutem Blühen. Der Feldbach plauderte, und eine Lerche sang. Von drüben lockte eine Wachtel: „Peckwerweck" klangs lieblich und fröhlich. „Das ist aber eine andere Wachtel, nicht die kleine Lupinula", murmelte der Wanderer. „Lupinulas Peckwerweck klang immer so'n bischen traurig; ja, es ist so, und ich habe mich nicht getäuscht. — Wo mag wohl jetzt die kleine Lupinula sein?" Da stieß sein Fuß an etwas Weiches. Er sah hin, bückte sich, und — hatte eine tote Wachtel in der Hand. „Wirklich" rief er und streichelte dem toten Vogel sein weiches Gefieder. „Wahrhaftig, sie ists! Hier ... die Hinterzehe fehlt und ... ja wirklich ... das Beinchen war ja oben ausgerissen, wie ich sehe. ....

Kleine, liebe arme Lupinula. So hat Dir die Freiheit, die ich Dir brachte, nichts mehr geholfen. Armes, kleines Ding. Nun, wenigstens bist Du in Deinem schönen, blühenden, duftenden Feld gestorben und nicht im Ruß und Lärm der Großstadt. Aber als ich Dich in Freiheit setzte, rief ich Dir nach: Sei wieder frei und froh, ich gebe Dich Deiner Heimat wieder. Auch ich will in meine Heimat. So werden wir beide froh sein und leben .... Nun ist eins von uns beiden Oberschlesiern tot. Bald wird der andere folgen. Aber, in die alte Heimat will er dann auch!!" — — —

Max Ring

Das Lebensbild eines oberschlesischen Dichters[1]

Von Michael Fraenkel

Schon Schiller klagte einst, daß die Alten jung und die Jungen alt sind. Wenn man die berühmten Schlesier in der Literatur, welche noch im hohen Alter Köstliches hervorbrachten, näher betrachtet — aus der Fülle der Erscheinungen sei nur an Freytag, Holtei und Gottschall erinnert — muß man wahrlich unserm großen Nationaldichter Recht geben. So können auch die zweibändigen „Erinnerungen", die Max Ring als Achtzigjähriger schrieb, mit zu den besten Schöpfungen des Dichters gezählt werden. Bis an sein Lebensende hat sich Ring sein heiteres Temperament, seinen zufriedenen Sinn, seine optimistische Weltanschauung bewahrt. Die Seelenruhe, die ihn auszeichnete, verdankte er den Lehren Spinozas. Ein Achtundvierziger von altem Schrot und Korn hat er nie die Ideale seiner Jugend verleugnet, nie seine freiheitlichen Anschauungen gewechselt. In der Kunst freilich war er weniger radical. Hier suchte er das Ideal mit der Wirklichkeit zu versöhnen, ebensosehr ein Feind des Naturalismus wie der krankhaften Romantik. Vor allem war Max Ring im Leben wie in der Dichtung ein Freund der Wahrheit — und diese Lauterkeit seiner Gesinnung und Reinheit seines Empfindens verleiht auch seinen Schriften einen hohen Reiz.

Max Ring ist am 4. August 1817 in Zauditz, Kreis Ratibor geboren. Sein Vater war Landwirt und übernahm die Branntweinpacht auf den oberschlesischen Gütern des Ministers Graf Haugwitz und zwischen dem Staatsmann und seinem Beamten entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Der Vater brachte ihn auf das Gymnasium in Ratibor; dort war es auch, wo er mit seinem Mitschüler, dem später so berühmt gewordenen Kliniker Ludwig Traube, eine Freundschaft fürs Leben schloß. 1836 bezog Ring die Universität Breslau, um Medizin zu studieren. Während er hier mit Lust und Eifer Anatomie und Physiologie trieb, behielt er doch noch Zeit, sich in allgemeiner Bildung zu vertiefen; besonders interessierten ihn die Vorlesungen des geistvollen Philosophen Braniß, ebenso zog ihn die bedeutende Persönlichkeit des Naturforschers Nees v. Esenbeck an. Auch mit den literarischen und publicistischen Größen des damaligen Breslau wurde der junge Student bekannt. 1838 bezog er zur Fortsetzung seiner Studien die Universität Berlin. Wiederum schloß er sich dort seinem treuen Landsmann Traube an, mit dem er eine gemeinschaftliche Wohnung bezog. Von seinen Lehrern waren es der berühmte Physiologe Johannes

[1] Für die beigegebene Photographie bin ich dem Sohn des Dichters, Herrn Geh. Ober-Justizrat, Vizepräsident des Kammergerichts i. R., Victor Ring in Berlin, zu Dank verpflichtet.

Müller und der geniale Chirurg Diffenbach, die ihn erheblich beeinflußten. Durch sein poetisches Talent lernte er allmählich eine Reihe geistvoller junger Leute kennen, die einen Verein unter dem parodistischen Namen „Tunnel über der Spree" bildeten. Zu den Mitgliedern dieser Vereinigung gehörten u. a. Moritz Carrière, Carl Grün, Oppenheim, Emanuel Geibel, Paul Heyse, Theodor Fontane. Durch Carrière lernte er Bettina von Arnim kennen, welche in der Folge auf seine geistige Entwickelung den nachhaltigsten Einfluß ausübte. Auf ihren Abendgesellschaften versammelte sie die geistigen Koryphäen Berlins.

1840 legte Ring sein Doktor- und Staatsexamen ab. Seiner Absicht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, mußte er infolge des plötzlichen Todes seines Vaters entsagen und beschloß, sich als praktischer Arzt in Breslau niederzulassen. Kurz nachher wurde ihm die Stelle eines fürstlichen Hausarztes in Pleß angeboten, aber wegen seines jugendlichen Alters und einer freimütigen Äußerung bei der Audienz unterblieb die erhoffte Anstellung. Auf den Rat seiner Freunde ließ er sich nunmehr als praktischer Arzt in Gleiwitz nieder,[2] wo er bald einen ausgedehnten Wirkungskreis fand. Hierbei lernte er auch die sozialen Verhältnisse in Oberschlesien kennen, wo der Bauer noch immer im gewissen Sinne der Leibeigene des Gutsbesitzers war, ebenso die Gegensätze der reichen Grubenbesitzer zu dem unbeschreiblich armen Arbeiter. Die ungeheuren Vermögen einzelner Industrieller und die beklagenswerte Lage der ärmeren Bevölkerung schaffte krasse Gegensätze und selbst in den angesehensten Häusern der Aristokratie spielten Familientragödien, in die Ring in seiner ärztlichen Tätigkeit eingeweiht wurde und die ihm später Stoff zu seinen Romanen lieferten. Der Held einer dieser Erzählungen („Ein verlorenes Geschlecht") war der ihm persönlich bekannte Fürst Maximilian von Sulkowski in Slupno. — Ein erschütterndes Ereignis in der ärztlichen Tätigkeit Rings bildete der „Oberschlesische Hungertyphus". Mißernten, ungünstige klimatische Verhältnisse, schlechte Nahrungsmittel, besonders das veraltete Regierungssystem, das alle Warnungen nur als liberale Äußerungen der Unzufriedenheit erachtete und die um Hilfe rufende Stimme der Presse durch die Zensur unterdrückte, zeitigten das furchtbare Unheil. Die Mehrzahl der Besitzenden blieb teilnahmslos, die Vertreter der Regierung erklärten die Unmöglichkeit einer Hilfe des Staates trotz des Nachweises, daß allein im Rybniker Kreise 20 000 Einwohner buchstäblich hungerten. Die Not und die mit ihr verbundenen Krankheiten verbreiteten sich über den größten Teil Oberschlesiens; die Schilderungen über die Zustände wurden für gehässige Übertreibungen liberaler Schriftsteller erklärt, weder der König noch die Mehrheit des preußischen Volkes erhielt von den Tatsachen Kenntnis. Auf einen Aufruf von Prof. Kuh aus Wrino und Dr. Borchardt-Breslau eilten Ärzte zur Bekämpfung der Epidemie nach Oberschlesien — als erster

[2] Während seines Gleiwitzer Wirkens schrieb Max Ring mehrfach für den „Oberschlesischen Wanderer".

Rudolf Virchow aus Berlin zur Ergründung der Krankheitsursachen, die er sofort veröffentlichte. Fast die Hälfte der Ärzte wurden Opfer der Ansteckung. Ring behandelte in 15 von der Regierung ihm überwiesenen Orten mehrere Hundert von Typhuskranken. Allmählich erlosch die Krankheit. Die Veröffentlichung eines von ihm verfaßten Berichtes wurde zwar von der Censur unterdrückt, aber seine ideale Tätigkeit wurde rühmend anerkannt. — Infolge der politischen Wirren des Jahres 1848, die sein Leben bedrohten, flüchtete Ring nach Breslau. Hier kam er bald in das literarische Fahrwasser, schrieb für mehrere Zeitungen sozial-politische Artikel und als Mitarbeiter der „Neuen Oderzeitung" veröffentlichte er öfter Feuilletons über „Oberschlesische Zustände". Zugleich übernahm er die Theaterkritik und infolge des Umganges mit hervorragenden Schauspielern fühlte er sich angeregt, selbst für die Bühne zu schreiben. Sein Trauerspiel „Die Genfer" wurde vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen. Auf Anregung eines jungen Verlagsbuchhändlers machte er einen flüchtigen Entwurf zu einem Roman, in dem eine Erbschaftsgeschichte, die sich in Breslau kurz zuvor abgespielt hatte, behandelt werden sollte. Er ging bald an die Ausarbeitung und so entstand sein erster Roman „Berlin und Breslau", der bei dem Publikum und der Kritik günstige Aufnahme fand. Oktober 1850 entschloß sich Ring, nach Berlin überzusiedeln. — Der Eindruck, den Berlin auf Ring nach zehnjähriger Abwesenheit machte, war wenig erfreulich. Man empfand die siegreiche Reaktion, es herrschte eine Belagerungsatmosphäre und Polizeiwillkür. Ring begann seine literarischen Arbeiten mit dem Roman „Der große Kurfürst und der Schöppenmeister". Näherer anregender Verkehr verband ihn mit Th. Mügge; enge Freundschaft schloß ihn mit dem Mundt'schen Hause zusammen, wo er auch Gutzkow kennen lernte. Den anregendsten Verkehr fand Ring in einer zwanglosen Gesellschaft, „Das Rütli" genannt, in dem alle jungen Talente zu heiterer Geselligkeit sich versammelten. Er wurde ständiger Mitarbeiter der „Gartenlaube" und von der „Vossischen Zeitung" erhielt er die Aufforderung zur Übernahme der Theaterkritik. Infolge seines Romans „Die Kinder Gottes" erhielt Ring eine Einladung von Varnhagen von Ense. Bald trat Ring ihm persönlich näher. Als er ihn dann zu seinem Hausarzt erwählte, lernte er in dieser seiner Vertrauensstellung dessen Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte kennen. In seinem reich bewegten Leben war Varnhagen mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in nähere Berührung gekommen — persönlich vertraut mit Goethe, Fichte, Hegel, Schleiermacher, Humboldt — mit Uhland, Körner, Chamisso, Achim v. Arnim und Bettina innig befreundet. Der junge Heine las ihm seine ersten Gedichte vor, Fürst Hardenberg beehrte ihn mit seinem Vertrauen und Fürst Pückler überreichte ihm seine Manuskripte zur Durchsicht. Gentz war sein und Rahels intimster Freund, Gutzkow, Mundt und Laube bewarben sich um seine Gunst. Außerdem war er der Gatte Rahels, deren Ruhm und Glanz er teilte. In seinem Salon



Dr. Max Ring

Ölgemälde, im Besitz des Sohnes, Präsident V. Ring, Berlin

verkehrten Geistesgrößen aller Richtungen und er wurde unwillkürlich zum Mittelpunkt der höheren Geselligkeit, an der Ring intensiven Anteil nahm. Durch Varnhagen trat Ring mit dem Fürsten Pückler-Muskau in näheren Verkehr; dort traf er mit Heinrich Laube, Friedrich Strauß, Bettina von Arnim und der Marlitt zusammen. — Unter den jüngeren Schriftstellern, die oft bei Varnhagen verkehrten, hatte Gottfried Keller, dessen „grüner Heinrich" erschienen war, für Ring das größte Interesse. Bei oberflächlicher Bekanntschaft konnte er leicht übersehen werden, erst wenn man ihm näher trat, fesselte er durch die Originalität seines Geistes und durch einen liebenswürdigen, schalkhaften Humor, den man am wenigsten unter dem knorrigen Äußeren gesucht hätte. Mit besonderer Auszeichnung wurde Uhland, der 1853 Studien halber nach Berlin kam, im Varnhagenschen Freundeskreise begrüßt. — Der Empfehlung Varnhagens verdankte Ring das Glück, Alexander von Humboldt persönlich kennen zu lernen. Der große Gelehrte hinterließ in ihm in seiner Leutseligkeit und seinem umfangreichen Wissen auf allen Gebieten einen nachhaltigen Eindruck schon bei seinem ersten Besuch, und die Bewunderung und Verehrung für ihn erfuhr bei wiederholten Einladungen, die Ring von ihm erhielt, noch erhebliche Steigerung. Mit großer Liebe erzählte er Ring Vieles aus dem Leben seines verstorbenen Bruders Wilhelm, dessen Verdienste um die Wissenschaft er besonders rühmte und von dem er in der Unterhaltung bescheiden sagte, daß er der Begabtere gewesen sei. — Regelmäßig besuchte Ring die Sitzungen des Sonntagvereins, des sogenannten Tunnels. Diese Abende bildeten sein Lebenselement.

Im Jahre 1856 verheiratete sich Ring mit der Tochter des bekannten Verlagsbuchhändlers Karl Heymann und in seiner bescheidenen Häuslichkeit konnte er seine zahlreichen alten und neuen Freunde öfter bei sich sehen. Freundschaftlicher Verkehr entwickelte sich mit Schultze-Delitzsch, dem Begründer der deutschen Genossenschaften, ebenso mit dem Präsidenten Lette, der sein besonderes Interesse dem Frauen-Verein für Fröbelsche Kindergärten zuwandte, aus dem sich später der Lette-Verein entwickelte. — Da sich die ärztliche Praxis mit seiner literarischen Beschäftigung nur schwer vereinigen ließ, gab Ring diese erstere gänzlich auf, um ungestört seiner Neigung, schriftstellerisch zu arbeiten, folgen zu können. Auf einer Reise, die Ring mit seiner Familie nach Tirol und Italien machte, war er so schwer erkrankt, daß die Ärzte an seinem Aufkommen zweifelten und er für längere Zeit seine Tätigkeit aufgeben mußte. Nur dem Scharfblick und der Kunst des Chirurgen Langenbeck verdankte er die Erhaltung seines Lebens. In den folgenden Jahren vollendete Ring eine Fülle geistiger Schöpfungen. — Einen überaus schmerzlichen Verlust erlitt Ring durch den Tod seiner hoffnungsvollen einzigen Tochter und nur allmählich konnte er sich von dem schweren Schicksalsschlage erholen. Sein weiteres Leben verfloß an der Seite seiner Frau, verschönt durch die Entwickelung und Liebe des geistig hochstehenden Sohnes in behaglicher Arbeit.

Der achtzigste Geburtstag Rings wurde als Ehrentag in ganz Deutschland mit warmer Teilnahme gefeiert, seine Verdienste fanden Anerkennung durch Verleihung des Professorentitels. Ring starb am 28. März 1901 im 84. Lebensjahre. — Sein Grab befindet sich auf dem alten jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee in Berlin.

Will man die ganze geistige Produktion und die Lebensarbeit Rings werten, so findet man, daß seine eigentliche Stärke doch auf dem Gebiete des Romans und der Erzählung liegt. Roman und Erzählung entsprach seiner Neigung und seinem Talent am besten und er hat diese Literaturgattungen mit der eifrigsten Produktionslust gepflegt. Einige zwanzig Romane erschienen aus seiner Feder. Die Romane Rings sind durchweg von sittlichem Ernst getragen, sie behandeln in leicht faßlicher, populär-philosophischer Form soziale und andere brennende Tagesfragen oder ein Stück Kulturgeschichte der Gegenwart oder Vergangenheit. Der Verfasser sorgt durch bunten Farbenauftrag dafür, daß auch die Unterhaltung nicht zu kurz komme und der Reiz der Neugierde befriedigt werde. Unter den Erzählungen sind besonders die Stadtgeschichten hervorzuheben. Der große Beifall, den die Dorfgeschichten fanden, regte ihn an, ihnen in Stadtgeschichten Gegenstücke entgegenzusetzen. Ring war damals der bedeutendste Schöpfer von Stadtgeschichten. Die Erfindungen sind zwar einfach, aber mit großer Schärfe der Beobachtung ausgeführt. Die Charaktere sind mit Geschick gezeichnet, sind wie die Zustände nicht als Referate des Verfassers hingestellt, sondern durch die Handlungen der Personen zur lebendigen Anschauung gebracht. Er hat die verschiedenen Erscheinungen des Berliner Lebens in scharfen Zügen voll Wahrheit geschildert, wie schon der Titel der einzelnen Bände zu erkennen gibt. Als Erzähler wie auch als Dramatiker gehört Max Ring in die erste Reihe derer, auf welche das Beispiel Gutzkows richtunggebend und zugleich Selbständigkeit weckend gewirkt hat. Denn nicht nur in den größeren Zeitromanen, sondern auch da, wo er historisch gestaltete, betätigte er das vom „Jungen Deutschland" in der Literatur eingeführte Prinzip, durch poetische Darstellung erhebender und abschreckender Beispiele aus der Vergangenheit den Idealismus der Gegenwart zu beleben, die Geschichte in befruchtende Beziehung zu setzen zu den Gegenwartsfragen. In der Kunst, den belehrenden Vortrag durch den Reiz des Anekdotischen zu würzen, bewährte sich Max Ring als Meister. —

Wenn auch Max Ring den größeren Teil seines Lebens in Berlin verbrachte, so blieb er doch durch seine geistigen Produkte mit seiner schlesischen Heimat unlöslich verbunden. Mit berechtigtem Stolz darf darum der Dichter als treuer Sohn Oberschlesiens bezeichnet werden.

Auch auf dem Gebiete der Lyrik hat sich Max Ring betätigt, es bleibt bedauerlich, daß die Gedichte im Allgemeinen weniger beachtet werden, denn die Gedichtsammlung enthält manche Perle der Stimmungsmalerei. Eine kleine Auswahl möge dies erläutern.

Der vorstehenden biographischen Skizze haben folgende Publikationen als Unterlage gedient: Biographisches Jahrbuch 1901. H. Kurz: Geschichte der deutschen Nationalliteratur 4. Bd. R. Wrede: Das geistige Berlin 3 Bd. Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Gartenlaube 1898. Nord und Süd 1898. Max Ring: Aus dem Tagebuch eines Berliner Arzts 1856. Erinnerungen 2 Bd. 1898. Gedichte 1896.

Was Liebe ist

Bei den Weisen und Gelehrten,
Den berühmten hoch verehrten
Forscht' ich nach der Liebe Grund.
Niemand konnt' ihn klar mir sagen,
Mocht ich noch so Viele fragen,
Keiner tat mir Wahrheit kund.
Da fragt' ich mein Mädchen scherzend,
Unter Kosen und sie herzend,
Ob, was Liebe sei, sie wüßt'?
Zärtlich hielt sie mich umfangen,
Küßte mich voll Lust und Bangen,
Gleich wußt' ich, was Liebe ist.

Wozu ward uns Sprache gegeben?
Die Liebste hat mir geboten
Kein Wörtchen von Liebe zu sprechen.
Ich wollt' meine Schwüre nicht brechen,
Ob Leiden und Tod mir auch drohten.

Die Zunge schwieg voller Beben,
Die Lippen verstummten und zagten;
Nur daß sie zu flüstern noch wagten:
„Wozu ward uns Sprache gegeben?"

Sprüche und Gnomen

Was nützt dem Vogel der Federn Pracht?
Hat er kein Lied in der Kehle? —
Was nützt dem Weibe der Schönheit Macht,
Hat sie kein Herz, keine Seele?

*

Ruhig ertragen
Und still entsagen,
Ob du groß sein magst, oder klein,
Wird's deines Lebens Sonne sein.

Die Welt ist weder so gut, noch so schlecht,
Zum Weinen nicht, noch auch zum Lachen.
Die Welt ist gerade so schlecht und gerecht,
Wie wir und wozu wir sie machen.

*

Das Paradies ist uns noch nicht verloren;
Es wird mit jedem Kinde geboren.
Soll es für Alle neu blühn auf Erden,
Müssen die Alten wie Kinder werden. —

Die Dolmetscher

Ach, wie schlau ist mein Liebchen, wer hätt' es gedacht!
Als uns spähende Augen umringten,
Da hat sie die Füßchen zum Dolmetsch gemacht,
Die zierlichen, leichten, beschwingten.

Und die sonst im Tanze so reizend geschwebt,
Sich wiegend im fröhlichen Reigen,
Sie sind von der süßesten Sprache belebt
Und der holdeste Laut ihnen eigen.

Und wenn uns auch Alle hier über dem Tisch
So eifrig und emsig belauschten,
So ahnte doch Keiner, wie drunten wir frisch
Uns mit Worten und Küssen berauschten.

Und wenn sie auch alle auf uns dort gestarrt,
So konnte doch Keiner erspähen,
Wie sehr wir verliebt, in einander vernarrt
Vom Scheitel ab bis zu den Zehen.

Der Kohlenfuhrmann

Schwer drückt des Mittags dumpfe Schwüle,
Die Julisonne flammt und blitzt,
Der Föhrenwald gibt keine Kühle,
Nur braunes Harz die Kiefer schwitzt.
Kein Lebenslaut durchbricht die Stille,
Der Vogel träumt im Neste stumm,
Im dürren Felde schwingt die Grille,
Es schweigt des Käfers froh Gesumm.

Nur mühsam schleppen sich die Pferde
Durch glühend heißen Steppensand,
Den Kopf gesenkt zur durst'gen Erde,
Die wiederstrahlt den Sonnenbrand.
Und langsam wälzt sich fort der Wagen.
Es schwärmt der Bremsen gier'ge Brut,
Sie stechen trotz der Peitsche Schlagen
Die müden Pferde bis auf's Blut.

Im grauen Leinwandkittel schreitet
Der Fuhrmann, seine Zunge lechzt.
Wenn Schritt an Schritt im Sand er gleitet,
Da denkt der arme Knecht und ächzt:
„Ich gehe am Gespann daneben,
Gönn' meinen Pferden gern die Rast;
Doch wer erleichtert m i r das Leben,
Und wer erbarmt sich m e i n e r Last?" —

1847 (zur Zeit des Hungertyphus.)

Der arme Bauer

Die Kühe hat er vom Nachbar geborgt,
Die Leiche zum Kirchhof zu tragen,
Den Sarg aus rohen Brettern besorgt,
Mit der Axt zusammen geschlagen.
Und wie der Nagel den Deckel durchdringt,
Da weint der arme Bauer und singt:
„Daß Gott sich unser erbarme!"

„Die Kinder liegen am Fieber mir krank,
Wer soll die Kleinen jetzt pflegen?
Wer reicht den kühlen erfrischenden Trank
Den brennenden Lippen entgegen?
Die Mutter tot, die Kinder verwaist.
Der du die Vögel des Himmels speis'st,
Daß Gott sich unser erbarme!

„Leb' wohl, mein Weib! Du gehst nun fort,
In den Himmel kommst Du noch heute.
O, klage dem lieben Herrgott dort
Die Not der hungernden Leute.
Vielleicht, daß er auf uns auch blickt,
Uns einen Engel zum Troste schickt,
Daß Gott sich unser erbarme!"

1847 (zur Zeit des Hungertyphus.)

Die Kartoffelernte

„Es saust in den Stoppeln der Wind.
Komm', nimm deine Hacke, mein Kind!
Wir wollen Kartoffeln jetzt graben.
Wir hatten den Boden bestellt,
Mit Schweiß gedüngt unser Feld;
Drum hoffen wir reichliche Gaben".

„O Vater, sieh' nur das Kraut!
Die Blätter verbrannt und ergraut,
Als hätt' ein Gift sie getroffen;
Die Wurzeln verfault, ohne Frucht,
Als hätt' sie der Böse verflucht,
Vernichtet ist all unser Hoffen".

„Gott ist unser Freund in der Not,
Er gibt uns das tägliche Brot,
Er wird für die Armen auch sorgen.
Drum grabe nur fleißig, Marie!
In der Tiefe finden wir sie,
Die schönsten Kartoffeln verborgen".

Es gräbt wohl das Mädchen voll Fleiß,
Es schaufelt mühselig der Greis,
Doch haben sie wenig gefunden.
Kalt saust in den Stoppeln der Wind;
Es zittert das frierende Kind
Von ärmlichen Lumpen umwunden.

Sie graben bis spät in die Nacht,
Doch was sie zusammengebracht,
Kann ein mäßiges Säcklein schon fassen.
So sah ich sie traurig und bleich,
Unglücklichen schienen sie gleich,
Die der letzte Freund auch verlassen.

1847 (zur Zeit des Hungertyphus.)

Am Ziele

Von Paul Albers[1] †

Gönnt mir ein Fleckchen!
Laßt mir ein Eckchen
einsam im Land,
wo ich ganz leise
ende die Reise
und meinen Wanderstab
leg aus der Hand!

Nicht wie so viele,
steh ich am Ziele,
ruhebeglückt.
Schmerzen und Wunden
hab ich gefunden,
reichlich mit Narben
bin ich geschmückt.

Möchte vergessen,
was ich besessen,
was ich verlor!
Nicht mehr an Leiden
Tränenlust weiden,
an der Erinnerung
schwarzseidnem Flor!

Möchte nur schauen
still in die grauen
Nebel hinein,
die mich umgeben,
bis ohne Beben
und ohne Furcht sich
löste mein Sein. —

Gönnt mir ein Fleckchen!
Laßt mir ein Eckchen
einsam im Land,
wo ich ganz leise
ende die Reise
und meinen Wanderstab
leg aus der Hand! —

[1] gestorb. am 6. 4. 1929.

Die deutsche Bildstickerei des Mittelalters

Von Dr. Alfred Schellenberg

Hoch- und Spätgotik (Schluß)

Der Denkmälerbestand an deutschen Arbeiten des 14. Jahrhunderts ist außerordentlich reich. Im Vordergrund des Interesses stehen die Monumentalstickereien, die großen Wandbehänge, wozu auch die wohl meistens als „Hungertücher" verwandten Weißstickereien und die umfangreicheren Antependien treten. Profane Bildmotive, wie z. B. die Sage von Tristan und Isolde, treten jetzt häufiger auf. Die meisten Bildteppiche bringen jedoch in epischer Breite Heiligengeschichten oder didaktische Gedankenreihen. Man liest sie von links nach rechts und von oben nach unten wie die Verse eines Epos. Die unstreitig hervorragendsten Arbeiten hat in dieser Zeit Niedersachsen hervorgebracht. Die Klöster haben starken Anteil daran, neben Wienhausen (bei Celle), Marienborn (bei Helmstedt), Heiningen (Kr. Goslar) sind noch Halberstadt, Hildesheim, Braunschweig, Minden, Göttingen zu nennen. Es ist noch zu untersuchen, ob nicht auch die hohe Blüte der englischen Stickkunst (vielleicht durch die Vermittlung Heinrichs des Löwen) Einfluß auf Niedersachsen gewonnen hat. Die Teppiche sind in bunter Seide oder auch in Wolle, mit herzlicher Freude an reicher Farbengebung, hergestellt. In einer ganzen Anzahl von ihnen finden wir den reinen Nadelstil zu höchster Vollendung gebracht. Unerschöpflich ist die Fantasie in dem Hervorbringen immer neuer Varianten der alten Haken- und Rhombenmuster, der Stil ist streng dekorativ, es gibt nur ein Neben- und Übereinander, jede Raumillusion wie auch Abtönung von Licht und Schatten fehlen. Eine der vollendetsten Arbeiten ist ein Altarbehang aus Göttingen, ein Triptychon, das um 1360 anzusetzen ist, und heute im Berliner Schloßmuseum sich befindet. In dem kunstvollen Bildaufbau, in der Durchbildung der Einzelheiten und in der Harmonie der farbigen Klänge der drei Teile ist es ein Meisterwerk, das die berühmteren Teppiche von Wienhausen an künstlerischer Qualität übertrifft. Verschiedene Arbeiten in Westfalen, ja bis nach Xanten und im Norden bis nach Lübeck hinauf, lassen die starke Auswirkung der niedersächsischen Stickkunst zur Zeit ihrer höchsten Blüte deutlich erkennen. Unter den nicht geringen Weißstickereien, die sich in Halberstadt, Soest, Lübeck, Xanten, auf der Wartburg und anderswo aus dem 14. Jahrhundert erhalten haben, nimmt das Hungertuch im Museum in Lübeck mit den Darstellungen aus der Fabel des Reinecke Fuchs eine besondere Stellung ein. Ist es doch nicht nur künstlerisch in seiner naturalistischen Darstellung ein ausgezeichnetes Werk, sondern auch kulturgeschichtlich kommt ihm eine Bedeutung zu, die von denen, die es angeht, nämlich von den Literaturhistorikern bis

heute noch nicht erkannt worden ist. Es ist ein wertvolles Zwischenglied zwischen dem ostflandrischen Gedicht „van den vos Reinaerde" des 13. Jahrhunderts und dem zuerst 1498 mit Holzschnitten in Lübeck gedruckten Tierepos „Reynke de Vos".

Im 3. Viertel des 14. Jahrhunderts, das noch bedeutende Leistungen des reinen Nadelstils hervorgebracht hat, vollzieht sich der Umschwung: die Nadelmalerei tritt mit starken künstlerischen Leistungen hervor und behauptet gegen Ende des Jahrhunderts allein das Feld. Ein interessantes Stück des Übergangsstils, bezeichnenderweise eine Arbeit aus Niedersachsen, das doch den Nadelstil zu höchster Vollkommenheit ausbildete, besitzt das Berliner Schloßmuseum in einem Altarbehang. Die verschiedenen Sternen-, Rhomben- und Hakenmuster, die zum traditionellen Bestand des Kunststickers gehörten, haben hier die Figur verlassen und sind mit stärkster dekorativer Wirkung in den Hintergrund getreten, von dem die Figur Johannes des Täufers durch die Lebendigkeit des sprechenden Konturs sich wirksam abhebt (s. Abb.). Noch ist die Darstellung durchaus flächenhaft, der Hintergrund drängt sich durch die starke Rhythmisierung der Muster für das Auge geradezu vor die Figur, diese selbst steht nicht, sondern schwebt in einer irrealen, um nicht zu sagen: negativen Raumsphäre. Im Augenblick aber, wo einer solch isolierten Figur ein Standmotiv gegeben und die Fläche des Hintergrundes ungemustert und in ruhigen Farben gehalten wird, stehen wir vor einem neuen Typus der Nadelmalerei, den am schönsten das Antependium aus dem Kloster Kamp repräsentiert. Die hochgotischen Kontrapost-Stilcharakter tragenden Heiligengestalten verraten ihre enge Verwandtschaft mit Arbeiten der frühkölnischen Malerschule. Die lose Nebeneinanderstellung von Heiligenfiguren geht natürlich auf plastische Vorbilder zurück und ist nicht nur in die Glas-, sondern auch Tafelmalerei übergegangen.

Gegen Ende des Jahrhunderts verliert Norddeutschland seine Vormachtstellung in der Stickerei. Die neue Tafelmalerei am Kaiserhof der Luxemburger in Prag drängt auch der Stickerei ihren Charakter auf, und so entsteht eine große Reihe der köstlichsten Nadelgemälde. Der Stil dieser neuen Nadelmalerei, die im Gegensatz zu den Arbeiten der romanischen, früh- und hochgotischen Epoche das dekorative Prinzip verwirft und einen raumillusionistischen Stil ausbildet, erobert sich Süd- und Mitteldeutschland und stößt im Norden bis Danzig und im Westen bis an den Mittelrhein vor. Der Schatz der Marienkirche in Danzig, Arbeiten im Museum in Brünn und vor allem das prächtige Antependium aus Pirna im Dresdner Altertumsmuseum zeigen diesen Stil in höchster Meisterschaft. Diese Stickereien sind in ihrer Qualität den besten Gemälden der böhmischen Schule ebenbürtig und gehen im Entwurf auf die ersten Künstler der Zeit zurück. Als charakteristischstes Beispiel dieses böhmischen Stiles sei hier das Teilstück der Borte eines Pluviale in der Marienkirche zu Danzig mit der „Dame von Welt" Magdalena inmitten der als Tiergestalten symbolisch wiedergegebenen weltlichen Sündenmächten in der Abbildung gebracht.

Die Zeit der großen gestickten Wandteppiche ist vorüber, der gewirkte Bildteppich löst ihn ab. Den spätgotischen gewirkten Teppichen geht allerdings noch eine besondere Species voraus: in Niedersachsen entstehen zu Anfang des 15. Jahrhunderts Wandbehänge, deren Bildschmuck aus auf Wollstoffen als Untergrund verwandten Applikationen — für die man um diese Zeit überhaupt eine Vorliebe hat — in Verbindung mit Stickerei besteht. Die Motive sind profan: Liebespaare. Der Charakter dieser Arbeiten verweist sie in das Gebiet der Volkskunst, sie sind primitiv in der Zeichnung und in Einzelmotiven stark archaisierend. Wenn trotzdem wie in Lüne, in Heiningen, bei den Ursulinerinnen in Erfurt oder in andern Klöstern noch Wandteppiche um die Wende des 15. Jahrhunderts gestickt werden, so ist darin nur ein Archaismus zu sehen. In der Tat sind ja auch gerade diese Arbeiten in ihrem ganzen Stil nur noch späte Nachzügler einer 150 Jahre früher lebendigen Kunstübung.

Die spätgotische Stickerei bevorzugt das kleine Format. Sie tritt hauptsächlich auf den Borten der Meßgewänder in Erscheinung. Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte der Entstehung des Rückenkreuzes einzugehen. Es sei nur kurz bemerkt, daß um die Wende des 14. Jahrhunderts ein bestimmter Typus, der des sogenannten Gabelkreuzes, sich durchgesetzt hat, der gegen die Mitte des 15. dem horizontalen Kreuztyp weicht. Einige Vespermäntel sind vornen, wo sie offen sind, auf beiden Seiten mit je einer breiten, von oben nach unten laufenden Borte abgesäumt. Diese Borten, sowie auch die Cappa, der Nackenschild, werden mit Vorliebe mit figürlichen Szenen bestickt. Während sich eine ganze Anzahl von spätgotischen Pluvialschilden erhalten hat, sind Vespermäntel mit gestickten Borten nur in sehr geringer Anzahl vorhanden. Die Zahl der gestickten Kaselkreuze ist dagegen außerordentlich groß. Sie sind uns die beste Quelle für die Kenntnis der Entwicklung der spätgotischen Stickerei.

Das 15. Jahrhundert hat eine überraschend große Anzahl Varianten gestickter Kaselstäbe hervorgebracht. Die frühen Arbeiten aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts tragen einen gewissen monumentalen Charakter, der gekreuzigte Christus ist das stark in den Vordergrund tretende Hauptmotiv, die Figuren um ihn sind auf einzelne Hauptgestalten auf Maria und Johannes, auf Maria Magdalena oder auch auf Symbole wie den Pelikan, Phönix usw. beschränkt. Eine wundervolle Arbeit ist z. B. das monumentale Rückenkreuz in Görlitz (s. Abb.). Später tauchen in den Balkenenden 4 Prophetengestalten des alten Testamentes auf, und sie werden wieder abgelöst von den 4 Evangelisten oder ihren Symbolen, und schließlich entwickelt sich aus diesem Typus die sogenannte „Heiligenkasel". Sie hat zur Voraussetzung das horizontalarmige Kreuz. Das Kreuz wird so eingeteilt, daß in der Vierung Christus am Kreuz meistens mit Maria und Johannes sich befindet, daß über dem Kruzifix Gott-Vater auf Wolken thront, in den Querbalkenenden die Halbfiguren je eines Apostels oder Heiligen sitzen und schließlich im Hauptstab zu zweit oder allein noch Heiligenfiguren untereinander in ganzer Gestalt in einer oder mehreren Geschossen angebracht sind. Ein typisches Bei-



Altarbehang mit Johannes dem Täufer — Berlin, Schloß-Museum
Niedersächsisch, um 1360



Kasel mit Pelikan — Görlitz, Kaiser Friedrich-Museum
Christus am Kreuz und Maria Magdalena
Anfang 15. Jahrh.

spiel bildet das Kaselkreuz des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer (s. Abb.).

Dieser „männlichen" Heiligenkasel steht als Variation die „weibliche" gegenüber. Anstelle des Kruzifix ist die Muttergottes getreten, den Wolkenthron Gott Vaters nehmen gewöhnlich 2 Engel, die Plätze der Heiligen oder Apostel heilige Frauen ein. Diese Typen, wahrscheinlich zuerst im Südosten ausgebildet, haben sich — man kann wohl sagen — ganz Deutschland erobert. Was wir von solchen Arbeiten heute noch in Museen finden, hat zumeist nur noch sehr wenig mit Kunst zu tun. Die Stickereibetriebe in den geistlichen Zentren Deutschlands fertigten solche Kaselstäbe zu vielen Tausenden an, sie waren eben gangbarste Industrieware. Man arbeitete nach Vorlagen, die gleichzeitig im Westen wie im Osten des Reiches verwandt wurden, u. a. besitzt übrigens das Czartorysky-Museum in Krakau genau die gleiche spätgotische Kasel wie die katholische Pfarrkirche in Oppeln, bei der hinter Johannes noch Longinus steht. Diese Typen schufen noch eine ganze Anzahl von Varianten. Da unter den Heiligen fast immer Bartholomäus zu finden ist, so liegt die Vermutung nahe, daß wir in ihm den Schutzpatron der Sticker zu sehen haben. Die Figuren sind in farbigem Plattstich ausgeführt und stehen vor einem gemusterten Goldgrund. Als Grundmuster sind um die Wende des 14. Jahrhunderts parallel laufende Zickzacklinien beliebt, dann tauchen bis zum Ende des 2. Drittels des 15. Jahrhunderts die sogenannten „Kreiselsonnen" auf, ein Muster, das darin besteht, daß um einen Mittelpunkt spiralförmig Goldfäden gelegt werden, und schließlich gegen Ende des Jahrhunderts wird ein Flechtmuster bevorzugt. Die Musterung entsteht durch Überfangstiche, die die aus Sparsamkeitsgründen auf den Stoff gelegten Goldfäden festhalten.

Neben den „Heiligenkaseln" bildeten sich auch noch zwei weitere Grundtypen heraus: der Typus mit Passionsszenen und ein anderer mit Szenen aus dem Marienleben. Von dem ersteren Typ sind mir in den verschiedenen Museen und Kirchenschätzen allein etwa 40 Arbeiten bekannt geworden, das Exemplar des Diözesanmuseums in Breslau, aus Centawa stammend, ist, von einigen stiltechnischen Varianten abgesehen, in einem nicht nur ikonographisch, sondern auch in der Zeichnung völlig identischen Stück im Nationalmuseum in Stockholm noch einmal vorhanden. Unter den „Marienkaseln" weisen die Stücke in Paderborn und Halberstadt mit schlesischen Arbeiten in Breslau und Görlitz größte Ähnlichkeiten auf. Wir haben es hier mit einem völligen künstlerischen Verfall, mit einer Erstarrung im Schematismus zu tun, und es gehört schon zur Seltenheit, wenn man spätgotische Kaselborten in Plattstich antrifft, die das Werk einer individualistischen Künstlerpersönkeit sind. Es würde zu weit führen, solche hier im einzelnen aufzuführen, ich hebe nur hervor: verschiedene Arbeiten in der Marienkirche und im Museum in Danzig, die „Einhornkasel" im Breslauer Kunstgewerbemuseum, „Christus als Weinstock" (s. Abb.) im Diözesanmuseum in Mainz, und Arbeiten in Brünn, Prag, Wien und Budapest (s. Abb.). Die Arbeiten der spätgotischen Epoche im Braunschweiger Landes-

museum zeigen die Unbeeinflußtheit vom Südosten und sind als Ausläufer der niedersächsischen Tradition, ins Volkstümliche vergröbert, anzusehen.

Trotz einzelner tüchtiger Leistungen liegt der Verfall der spätgotischen deutschen Stickkunst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts offenbar. Nur am Niederrhein macht sich um diese Zeit noch ein letztes Aufflackern bemerkbar. Köln bringt unter flämischem Einfluß einen neuen Typus der gestickten Kaselborte hervor. Er unterscheidet sich ikonographisch fast in nichts von den bereits besprochenen Typen, nur verwendete Köln konsequent den gotischen Architekturbogen als Rahmen für die Heiligengestalten, wie wir ihn schon lange vorher in den Glasmalereien kennen, und kommt so zu einer straffen, in sich geschlossenen Gliederung der Kaselstäbe. Lübeck greift diesen Typus auf und entwickelt ihn sogar weiter. Wir geben als Belag eine aus Haler in Island stammende, heute im Nationalmuseum in Kopenhagen sich befindliche sehr schöne Kasel, aller Wahrscheinlichkeit Lübecker Herkunft, in der Abbildung wieder (siehe Abb.). Lübeck hat zu Ende des 15. Jahrhunderts große Mengen an Meßgewändern nach Skandinavien exportiert. Prof. Lindblom, der Direktor des Nordischen Museums in Stockholm, hat im Futterzeug einer Kasel die vor über 400 Jahren erfolgte Bestellung eines schwedischen Bischofs auf viele Dutzend Meßgewänder bei einem Lübecker Maler (!) im Original gefunden.

Das siegreiche Vordringen der Malerei zur Zeit der Spätgotik in den Kirchen hatte den Wirkungskreis der Kunststickerei stark zurückgedrängt und dieser fast ausschließlich nur noch die Schmückung der Meßgewänder überlassen. Aber was wollten schließlich die kleinen Bildchen auf den Rücken der Geistlichen besagen, wenn diese vor den mit Gemälden geschmückten Altären standen! Sie verschwanden im Farbenglanz der Tafelbilder, sie hatten nur noch Sinn, wenn man sie aus allernächster Nähe betrachten konnte. Und so ist es zu erklären, daß im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts die aus den Altären durch die Malerei verdrängte Plastik plötzlich auf den Rücken der Geistlichen als Relief- oder gar rundplastische Stickerei auftauchte und sich durch auf Licht und Schatten eingestellte Wirkung gegenüber den farbigen Altären Geltung zu verschaffen suchte. Stickereien mit reliefartigen Wirkungen, die durch Unterlegung von Filz, Watte u. a. erreicht wurden, gab es schon rund hundert Jahre früher — ein Beispiel für eine ganze Anzahl: ein Korporalkästchen mit Tierdarstellungen in Reliefgoldstickerei im Museum für Kunst und Kunstgewerbe in Hamburg —, sie hatten damals wohl den Hauptzweck, der Wirkung getriebener Metallarbeiten nahezukommen. Konture, Heiligenscheine usw. bei sonst in Plattstich ausgeführten Figuren durch Unterlagen zu erhöhen und sie über das gestickte Bild in Relief hervortreten zu lassen, war das ganze 15. Jahrhundert in Übung. Zwei Kaselborten mit verschiedenen Szenen aus Christi Passionsgeschichte, die eine in der Corpus Christi-Kirche in Krakau, die andere im Schatz der Marienkirche zu Danzig, beide um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden, zeigen deutlich den Übergangsstil aus dem flächenhaften Plattstich zur Reliefstickerei. Den ausgebildeten Reliefstil können wir bereits bei Michael Pacher, sowohl

im St. Wolfgangs- wie im AltväterAltar ablesen. Zu der Reliefstickerei trat nun auch die Goldschmiedekunst. Mit Vorliebe wurden bei der Schmückung gestickter Prachtgewänder auch Perlen und Edelsteine verwandt. Hatte schon die reine Perlstickerei ihren bis ins Kleinste mosaikartigen Charakter dadurch eingebüßt, daß man schon zu Ende des 14. Jahrhunderts die Gesichter und übrigen Fleischteile der Figuren bestickte oder durch bemalte Pergamentplättchen ersetzte (vgl. Albenparuren in St. Veit zu Prag), so wurden im Ausgang der Gotik die Perlen nur noch zur Auslegung von Gewandflächen oder auch nur zur Hebung von Gewandsäumen und -falten und zum Schmuck von Nimbus und Kronen verwandt. Bei einem köstlichen Antependium in Kopenhagen mit der Darstellung der Verkündigung — vermutlich eine nordwestdeutsche Arbeit kurz nach der Jahrhundertmitte — sind nur die Konturen perlenbestickt; bei der grandiosesten spätgotischen Relief- und Perlenstickerei, die wir kennen, bei dem sogenannten Helentreuter Kaselkreuz im Breslauer Kunstgewerbemuseum sind die Gewänder der Heiligen und der Nimbus Christi mit echten Perlen benäht. Gerade der Osten ist an solchen Arbeiten reich; Krakau besitzt die interessante Kasel des Woiwoden Kmiti mit Darstellungen aus der Legende des hl. Stanislaus vom Jahre 1504 — wahrscheinlich das Werk des Stanislaus Stoß, eines Sohnes des Nürnberger Veit Stoß — (Teilaufnahme s. Abb.), die Marienkirche in Danzig einige Amiktbesätze, und besonders reich ist der Domschatz zu Esztergom in Ungarn.

So kostbar diese Arbeiten sind, so groß die künstlerische und technische Leistung auch ist, sie bedeuten den endgültigen Verfall der Stickkunst. Daß die Spätgotik auf diesem Wege von der Reliefstickerei zur Stoffpuppe kam (Hl. Georg auf einer Kappa in der Marienkirche in Danzig) und ganze Architekturen in Stoff nachbildete, ist die zu bedauernde unausbleibliche Logik.

Seit der Spätgotik hat die Kunststickerei nur noch in der Darstellung ornamentaler Motive in bescheidenem Rahmen Tüchtiges geleistet, so auf liturgischen Gewändern in der Barockzeit. Figürliche Stickereien sind Seltenheiten. In unseren Tagen haben von bedeutenderen Künstlern Christian Rholfs bei uns und in Frankreich Maillol die Nadel für figürliche Darstellungen wieder bemüht. Die Techniken in der Textilkunst sind jedoch heute so ausgebildet, daß eine Wiedererweckung der Stickkunst im Sinne ihrer mittelalterlichen Bedeutung völlig ausgeschlossen ist.

Die Aufnahmen der Werke aus Berlin, Danzig und Kopenhagen wurden durch die Museumsdirektionen angefertigt, die Teilaufnahme der „Stanislauskasel" von Fotograf J. Krieger / Krakau. Die „Deutsche Weinzeitung" / Mainz stellte die Klischees der Arbeiten aus Breslau, Budapest und Mainz freundlichst zur Verfügung. Die Anmerkung auf S. 376 in Heft 5 ist dahin zu berichtigen, daß die Aufnahme des „Antependiums" vom Museum in Eger und die „Elisabethkasel" von Ed. Bissinger / Erfurt hergestellt wurden.

Lied und Leben

Gedanken beim Erscheinen eines neuen oberschlesischen Schulmusikbuchs

Von Gerhard Strecke

Die großen Zeiten der Schulmusik liegen weit zurück in der Vergangenheit; ihren bleibenden Ausdruck fanden sie in einer künstlerisch hochwertigen Schulmusik, zu deren Schöpfern die ersten Meister der Zeit gehörten. Damals waren Musik und Leben keine Gegensätze. Die Arbeit der Schule war auf das Bedürfnis des Lebens zugeschnitten, in dem religiöse Antriebe große Macht hatten. Daher denn auch der beste Teil der altklassischen Schulmusik edelste kirchliche Gebrauchsmusik ist. Das Zeitalter der Aufklärung hat diesen Mutterboden wirklich volkstümlicher Kunst schauerlich unterwühlt und unfruchtbar gemacht. Die rationalistischen Heilmethoden der Folgezeit haben den Urzusammenhängen zwischen religiösem Erlebnis und Musik nur in ganz ungenügendem Maße Rechnung getragen und damit einer verhängnisvollen Verweltlichung der Volkskunst Vorschub geleistet. Das war gleichbedeutend mit einer katastrophalen Einengung ihres Wirkungsbereichs nach Weite und Tiefe. Es hatte zur Folge ihre ganz oberflächliche Verankerung im seichten Gewässer billig-romantischer Volkstümlichkeit, die wahrhaft schöpferische Naturen abstoßen mußte. Nicht zuletzt wurde dadurch die beruflich-soziale Bindung genialer Musiker an Schule und Kirche gelockert und endlich fast ganz zerstört. Die Schulmusik gerät in eine ernsthafte Krise herein.

Der materialistisch trockene Geist des vorigen Jahrhunderts hat lange gebraucht, dieser Krisis überhaupt inne zu werden. Alles schwelgte in dem Bewußtsein, wie herrlich weit wir es doch eigentlich gebracht hätten. Schule auf Schule entstand; Lehrer in Hülle und Fülle; deutsches Bildungswesen in der Welt voran! Nun, was die Musikerziehung anlangt, so hat uns Deutschen im Jahre 1881 ein Engländer nach einer Studienreise durch unser Vaterland den Star gestochen und unwiderleglich klargemacht, wie arg es mit unserer Schulmusik stand. Seitdem löst eine Reform die andere ab; man will ernstlich bessern! Es verriete Blindheit, wollte man den Beginn einer Gesundung und Aufwärtsbewegung leugnen. An guten Methoden, bewußtes Musizieren zu lehren, fehlt es heut wahrlich nicht. Daß man statt bloßen Gesangunterrichts heute Musikerziehung bieten will, drückt symptomatisch die große Erweiterung des Aufgabenkreises aus. Und die Hinwendung zum alten echten Volkslied läßt auf die bislang freilich noch nicht allgemeine Erkenntnis schließen, daß der seichte Begriff des Volkslieds, der uns aus romantischen Zeitläuften überkommen ist, bedenklich fragwürdig ist. Auch, daß Kunst von Können kommt und keine rechte Möglichkeit der Entfaltung hat, wenn sie in den Niederungen billigen Klingklangs festgehalten wird, auch diese Einsicht beginnt sich durchzusetzen: Kanon, Imitation, Polyphonie haben wieder durch ein bescheidenes Pförtchen Einlaß gefunden. Es ist selbstverständlich, daß die neuen Schulmusikbücher die bisher erreichte und von der Behörde sanktionierte Wandlung mehr oder weniger erfolgreich wiederspiegeln.

Aber es bleibt dennoch zu fragen, ob die Kluft zwischen Schulmusik und Leben überbrückt ist. Leider nein! Die Struktur unseres öffentlichen Musiklebens hat für das lebendige Schulmusikwesen so gut wie keinen Raum. An diesem Tatbestand wird sich auch durch wohlgemeinte Maßnahmen wenig ändern. Immerhin bleibt noch ein weitgespannter Pflichtenkreis. Die Schule betätigt sich als wichtigste Hüterin des Volksliedes und als Erzieherin zur aktiven und passiven Teilnahme am Musikleben. Und das geschieht in der Weise, daß eben das Volkslied mit seiner



Die hl. Magdalena als Weltkind — Danzig, Marienkirche
Teilaufnahme vom Besatze eines Chormantels
Böhmisch, Anfang 15. Jahrh.



Christus am Lebensbaum
Aus Oberungarn
Anfang 15. Jahrh.

Budapest
National-Museum

Pflege im Mittelpunkt des gesamten Schulmusikbetriebs steht. Ich glaube nun, daß die Dürftigkeit der musikerzieherischen Ergebnisse (gestern wie heute) von dem Fortbestand dieser geheiligten Situation in hohem Grade abhängig ist. Auf die meisten Menschen wird diese Behauptung wie eine arge Ketzerei wirken. Verständlich wird sie aber sofort, wenn auf ein wenig historische Schulung und die notwendige ästhetische Einsicht gerechnet werden kann.

Reden wir zunächst vom Volkslied! Wenn heut von einer „Krisis des Volkslieds" gesprochen wird, so bedauert man nicht nur, daß die Volksliedschöpfung ins Stocken gekommen ist, sondern auch den Umstand, daß der wirkliche Volksliederbestand kein lebendiger Besitz des singenden Volks mehr ist. Der echt deutsche Musikverlag Bosse, unsern Lesern wiederholt empfohlen, Besitzer der von Robert Schumann begründeten Zeitschrift für Musik, macht in deren Mainummer mit dem Ertrag einer diesbezüglichen Umfrage bekannt. Alle Einsichtigen stimmen darin überein, daß das Volkslied zu einer kostbaren historischen Reliquie abgesunken sei, allen Bemühungen zum Trotz eine Nebensächlichkeit im wirklichen Musikleben; verdrängt durch Schlager, Songs und ähnliches. Pessimistisch denken sie über seine Erhaltung. Arnold Mendelssohn: „Daß die Zeit des echten Volkslieds bei uns nun einmal vorbei ist, glaube ich — von anderen Erwägungen abgesehen — schon aus den häufigen Volksliedersammlungen schließen zu sollen. Denn die so hochverdienten Sammler, die Herder, Erk und Konsorten, das sind die „schwarzen Männer": wo diese sich einfinden, da liegt jemand im Sterben oder ist schon tot". Hans Joachim Moser glaubt, „daß unsere Zeit dem, was man unter „Volkslied" versteht, absolut konträr entgegengesetzt ist, und daß das „Volkslied" auch eine zeitgeschichtlich begrenzte Sondererscheinung darstellt, deren Blüte — wenigstens unter den heutigen biologischen Zivilisationsbedingungen — vorbei ist". Ohne weiteres muß es bedenklich stimmen, wenn ein Unterricht, der doch den Lebendigen und ihrer Zeit dienen soll, demselben Volkslied so ausschließlich tributpflichtig ist, das — sagen wir vorsichtig — dem Starrkrampf verfallen ist. Beim Volkslied hat man aber wohlweislich zu unterscheiden zwischen dem alten echten, das unsterblich ist, weil es Werte enthält, die zeitlos sind (Schering), und dem neueren, innerlich verarmten und instrumental verseuchten, dessen Pflege unter allen Umständen Gefahren birgt. Zwar hat sich die moderne Schulmusik einen Zugang zu jenem guten alten Volkslied des 15. und 16. Jahrhundert wieder geöffnet, die Hauptmasse der Lieder aber, die in den Schulen gesungen werden, entstammt jener Epoche des romantisch verwässerten Volkslieds, das unter französischem Einfluß während einiger Dezennien des vorigen Jahrhunderts in die Halme schoß, trotz seiner Beliebtheit und Verbreitung mit erschreckenden Merkmalen des Verfalls behaftet. Vermerken wir hier nur, daß es ungesund sentimental und unvokal ist. („Mich dünkt, sollt' passen Ton und Wort," Hans Sachs in Wagners „Meistersingern".) Damit haben wir den Finger in die offene Wunde gelegt. Die Gesundung des Schulmusikunterrichts wird in dem gleichen Maße fortschreiten, als er vom neueren Volkslied abrückt und sich dem alten zuwendet. Die Krisis in der Schulmusik hängt eng mit der Krisis des Volkslieds zusammen.

In einigen romanischen und in fast allen skandinavischen und slawischen Ländern hat die Entwicklung der neueren Kunstmusik ungeheuer starke Impulse aus der Welt des Volkslieds und der Volksmusik empfangen. Für Deutschland gilt das leider nicht. Man kann also nicht behaupten, daß Erziehung am Geist des Volkslieds und der Volksmusik an den Geist der Kunstmusik heranführt. Fast möchte man sich zu der Übertreibung hinreißen lassen, daß der Erfolg der falschen Volksliedpflege darin besteht, daß der Allgemeinheit die Freude daran ein für alle Mal vergällt wird. Ähnlich wie uns die Schule Liebe zu den literarischen Klassikern nicht einflößen konnte, es sei denn, daß wir sie trotz der Schule fanden. Wie kann nun aber die Schule auf die

musikalischen Anforderungen des Lebens vorbereiten? Wir können einen hübschen Schatz von Volksliedern als sicheren geistigen Besitz ins Leben hinausnehmen, aber das befähigt uns noch lange nicht, im Musikleben mitmachen zu können. Hier kann nur eine solide technische und gesunde ästhetische Erziehung zum Ziele führen. Der Übungsstoff muß „Schulmusik" sein, herausgeboren aus der geistigen Atmosphäre der Schule, die nicht lebensfeindlich und lebensfremd sein darf, technisch natürlich nicht überspitzt, aber doch so, daß sie im Leben dann nicht ihre Fortsetzung in dem liedertafelnden Abhub der Kunstmusik, sondern in den Werken der Meister finden kann. Das klingt schön — zum Kopfschütteln, nicht wahr? Aber es muß doch möglich sein und es ist möglich; sonst sollten wir doch lieber gleich den Bankrott eingestehen. Die wichtigste Voraussetzung dafür wären künstlerisch starke Gesanglehrerpersönlichkeiten. Da wir sie brauchen, werden wir sie auch haben. Die neue Musiklehrerbildung ist drauf und dran, das ihrige dazu zu leisten. Dann brauchen wir neue wirkliche Schulmusik. Auch sie wird entstehen! Hindemith und andere haben bereits damit begonnen. In zehn Jahren werden die Schulmusikbücher wahrscheinlich ein ganz neues Gesicht zeigen. Die Schulmusiker sollten nur nicht konventikelhaft abgeschlossen ihre Pläne am grünen Tisch machen, sie sollten sich ruhig mit den wirklichen Führern des Musiklebens zusammentun, von ihnen hören, was wohl notwendig wäre, um besser vorwärtszukommen, und danach ihre Maßnahmen treffen. Niemand wird im Ernst wähnen, eine Steigerung der Musikleistungen in der Schule sei unmöglich. Im Gegenteil: so wie in unserer Jugendzeit die Zeit, die dem Musikunterricht zugesprochen war, meistens in unverantwortlicher Weise vertrödelt wurde, so wird es auch mancherorts heut noch sein. Und der musiktechnische und theoretische Unterricht darf nicht das Aschenbrödel sein, weil er weniger bequem ist als das gedankenlose Singen. Ich spreche aus Erfahrung, wenn ich erkläre, daß die Verfassung des Schülermaterials, das die Berufsmusikschulen von den Volks- und höheren Schulen zur Fachausbildung übernehmen, selbst in den musikalischen Elementarien nicht immer, doch überwiegend jeder Beschreibung spottet. Ich spreche aber auch aus Erfahrung, wenn ich erkläre, daß der berufene Musiklehrer mit den Ansprüchen des Lehrplans mühelos fertig wird, ja, daß er sie weit hinter sich läßt. Nur für die Schwächlinge enthalten die Lehrpläne Maximalforderungen.

Da es also heut ein wirklich wertvolles und zeitgemäßes Schulmusikbuch im Grunde noch nicht geben kann, wäre die eigentliche Konsequenz, daß die Schule versuchte, ohne Buch auszukommen. Das entspricht zudem dem Wesen der Arbeitsschule, und das Experiment ist auch wiederholt schon glücklich durchgeführt worden. Nur ist das nicht jedermanns Sache. Und da Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist, so mag man vorderhand nur dankbar gute Schulmusikbücher begrüßen. Das im Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau erschienene Musikbuch für oberschlesische Schulen „Lied und Leben" ist ein solches. Seine Verfasser: das Triumvirat Diekermann-Neumann-Jaschke. Im Jahr 1928 hatte der gleiche Verlag Oberschlesien schon einmal mit einem Musikbuch bedacht. Da sich doch der Verleger nicht selber Konkurrenz machen wollen wird, dürfen wir getrost annehmen, daß er es preisgibt. Es stellte die Duldsamkeit ja auch auf eine harte Probe, und in der Beibringung speziell oberschlesischen Liedguts (z. T. sogar auf Bestellung gearbeitet) könnte es allenfalls eine geistige Kapitalflucht aus Oberschlesien nach sich ziehen. Es wollte oberschlesisch um jeden Preis sein. Es muß uns Oberschlesiern indes mehr daran gelegen sein, das Gemeinsame mit der großen deutschen Sache und Kultur zu pflegen, als uns auf eine separatistische Sonderexistenz und -physiognomie zu versteifen und sie gewaltsam künstlerisch „ins Leben zu treten". Das neue Buch „Lied und Leben", das Vermächtnis eines gewiß guten und großen Oberschlesiers, Paul Jaschkes und seiner Mitarbeiter erspart uns „oberschlesisches Allerlei" üblen Kalibers. Seine beiden erträglich bebilderten Teile (der erste schmale für die Grundschule, der zweite umfangreicher für die oberen Jahrgänge) enthalten nur Gutes oberschlesischer Provenienz. Im 1. Teil ist leider die Angabe verabsäumt, daß das innige „O Jesulein zart" von dem ehemaligen Patschkauer Rektor Reinsch herrührt. Im 2. Teil begegnen wir zwei Stücken von Apelles von Löwenstern (17. Jhdt.); von Lebenden kommen zu Wort Rich. Wetz, Hermann Buchal, Adolf Scorra und Georg Kluß als einziger mit einem oberschlesischen Text. Den Übergang zur Kunstmusik vermitteln Werke von Mozart, Brahms, Reger und Jos. Haas. In der Systematik des Aufbaus läßt das Werk keine Wünsche offen. Aufgaben und Übungen für die Hand des Schülers regen seine Selbsttätigkeit an, rhythmische Erziehung und Gehörschulung werden nicht vernachlässigt, harmonisches und lineares Empfinden wird gleichermaßen berücksichtigt, die Verbindung mit der Instrumentalmusik nicht vernachlässigt. In „ein paar Worten von unseren größten Tonsetzern" ist etwas dürftig Leben und Werk dieser Männer abgetan. Könnten hier nicht, müßten hier nicht gerade die bescheidenen Werke genannt werden, die schon dem unreifen Menschen günstigenfalls zugänglich sind und ihm den Weg in die Geisteswelt der hohen Meister weisen? Die Kantaten und Passionen Bachs, seine Hohe Messe — nun ja, der Schüler soll davon hören. Aber wissen sollte er und in seinem Musikbuch nachlesen können, daß Bach Übungen für die Anfänger geschrieben hat. Händel hat leichte Sächelchen für Klavier geschrieben, Beethoven leichte Sonaten und Bagatellen, von denen einige wenigstens mäßig schwer sind. Eingangs betonten wir, daß der rapide Verfall der Schulmusik auch auf ihren Bruch mit der Kirchenmusik zurückzuführen ist. Man gebe ihr wieder Halt und Vertiefung aus der Welt religiösen Erlebens! Man knüpfe, solange brauchbares Neugut sich nicht meldet, an das herbe, altdeutsche Kirchenlied an! Die Schule hat die Pflicht, für gutes, angemessenes Singen in den Kirchen Sorge zu tragen. Das neue Gesangbuch hat hier manche Lücken zu füllen. Ich möchte nur wünschen, für den verewigten Paul Jaschke spränge der treffliche Franz Hoffbauer in die Bresche. Er wäre der rechte Mann, die hoffentlich bald notwendig werdenden Neuauflagen mitzugestalten.

Laienspiel in Neisse

Von Li von Flotow-Oppeln

Mit Stolz und Freude blickten wir Oberschlesier im vergangenen Monat nach Neisse. „Unsere" Spielschar aus dem Volkshochschulheim Heimgarten bringt dort auf dem Salzringe vor einer stetig anwachsenden Zuschauermenge Hoffmannstals „Jedermann" zur Darstellung.

Es sind nun schon Tausende, die sich persönlich von der hohen künstlerischen Qualität der Darstellung überzeugt haben. Zurückgekehrt, können sie nicht genug erzählen von dem wundersamen Spiel vor dem Portal der alten Jesuitenkirche, deren Türme die Tauben — Symbol des heiligen Geistes — umflattern.

So ist die Frage nach dem Laienspiel überhaupt und nach unserer oberschlesischen Spielschar im Besonderen in den letzten Wochen wieder stark lebendig geworden.

Wie entsteht, und was ist Laienspiel? Wie unterscheidet es sich in seiner inneren Struktur vom Theater? und nicht zuletzt: Worin besteht die Eigenart der Heimgartenspielschar?

Laienspiel in seinen tiefsten Wurzeln ist wohl so alt wie Kult und zunächst kaum scharf von ihm zu trennen. Kult aber ist so alt wie die Geschichte der Menschheit.

Was wir heute unter Laienspiel verstehen, das wurde der abendländischen Welt in einer ihr adäquaten Form aus der Mentalität des Mittelalters heraus geboren. — Mittelalter bedeutet namentlich für den deutschen, den mitteleuropäischen Menschen im Blick auf die äußeren Verhältnisse Unsicherheit und mannigfache Not — ein Hin-und-Her-gerissen-werden — ein stetes Sich-Beute-fühlen — von widerstrebenden Mächten bekämpft, beschützt und wieder verworfen werden. Für die große Menge ist es jedenfalls keine Zeit, die Anreiz und Möglichkeit zum Sammeln irdischer Schätze gibt. Wer Schätze sammeln will, der muß sie da verbergen, wo sie die Motten und der Rost nicht fressen können, im Reiche des Geistigen.

Alles Geistige aber hatte damals noch seine Heimstätte im Religiösen, in der Kirche. Über dieser mittelalterlichen Kirche aber liegt tiefste Andacht — eine Inbrunst, die den ganzen Menschen erfüllt und durchleuchtet.

Da ist Weihnachten, und die Krippe mit dem Jesuskindlein steht am Altare! Dicht gedrängt sitzen die Männer, Frauen und Kinder, Bank an Bank bis in die hintersten Ecken hinein. Aus Priestermunde klingen die alten Worte wieder, die schon ihrer Kindheit Glück und Seligkeit waren: Siehe, ich verkündige Euch große Freude. Krieg und Kriegsgeschrei, Hunger und Elend sind nicht fern — sie aber strecken bittende Hände aus nach der großen Freude. — Und weiter kündet die Bibel, wie sie Alle ihre Herden verließen in der Nacht und hinabzogen nach Bethlehem, zu sehen, was der Herr Großes getan hat.

Da geht eine Bewegung durch die Menschen im weiten Dome. Sie können nicht mehr in den Bänken bleiben, nicht in dunklen Ecken, wo das Licht vom Altare nicht hinreicht, sie müssen tun wie die Hirten. „Kommt, laßt uns gehen" — langsam treten sie heran, furchtdurchzitterte Freude in den Augen, mit betend erhobenen Händen. Sind wir nicht auch Solche, die ihr Werk im Dunklen tun und harren des Sterns, der da durchdringen soll alle Finsternis auf Erden?

Wer aber ein kostbar oder pelzverbrämt Wams anhat, der legt es still beiseite. Zum Kindlein in der Krippe kommt man schlicht und demütig wie die Hirten.

Du Kindlein könntest viel erzählen von den Nächten, da Dich die Hände der jungen Nonnen gewiegt, da alle Muttersehnsucht sich ausgeweint hat bei dir und umgeschmolzen ist in den Willen, Mutter und Schwester zu sein Denen, die da heimatlos sind auf Erden!

Am Dreikönigstage sind Manche so ergriffen von der Sehnsucht einer fernen Welt, daß sie selbst ausgehen als die Könige Balthasar, Melchior und Kaspar, die dem Sterne nachzogen, den neugeborenen Gott zu suchen. Tragik des Sehnsüchtigen — er klopft an viele Türen, um Gott zu suchen und siehe, eine davon ist die Tür des Bösen, dem er Gott verrät! Bald wird die Mutter fliehen müssen mit dem Kindlein. — Das Göttliche ist unantastbar, wie aber mögen die getrauert haben, die es unwissend verrieten! Um all das wissen die mittelalterlichen Menschen, das sind die Gedanken, die sie bewegen, wenn sie zu dritt durch die verschneiten Straßen ziehen.

Wer aber ganz besonders stark solchen Erlebens fähig ist, den drängt es immer wieder zur Gestaltung. Die drei Könige sind dieselben, die vor Weihnachten als St. Nikolaus in die Häuser gingen, die unter den Hirten am Altar gekniet haben — sie werden leiden in der Zeit der Passion, als ob sie leibhaftige Zeugen von Christi Marter wären und werden die ersten sein, am Ostersonntage, die ihre Mitmenschen mit dem jubelnden „Christ ist erstanden" grüßen. Passions- und Osterspiele bahnen sich an.

Zwischen Weihnachten und Ostern aber liegen noch die Tage der ausgelassenen Fastnachtsfreuden. Da spielen wieder Alle mit. Jeder will einmal die starke Entspannung genießen, die darin liegt, buchstäblich „aus der Haut fahren" zu dürfen. Man wird sich wieder leichter fügen und bücken



Heiligen-Kasel aus Halar (Island)
Lübeck, Ende 15. Jahrh.

Kopenhagen
National-Museum



Christus am Weinstock,
Christus als Weinstock
Mittelrheinisch, um 1475

Mainz
Diözesan-Museum

können, wenn man inzwischen einmal regierender Prinz gewesen — man kann wieder schweigen, wenn man einmal derb und keck den Mächtigen die Wahrheit ins Gesicht gesagt hat. Die Faschingsfrage der damaligen Zeit hat ganz gewiß nicht gelautet: Was werde ich anziehen? sondern: Was werde ich sein?

Einzelne sind unter ihnen — wir kennen sie schon als Hirten und Könige — die wissen ganz besonders lustige Späße und feine Streiche, und sie kommen jedes Jahr in der selben Gestalt wieder und werden sehnsüchtig erwartet hier und dort. So wird der Kaspar geboren, der Tünnes und der Pitter und viele andere.

Manch einer hat dann solche Freude am Spielen, daß er der Type, die er geschaffen hat, nun nicht mehr die eigene Gestalt, sondern einen Puppenkörper leiht. Auf diese Weise kann der Spielfrohe mehrere Personen zugleich beseelen. Er ist der Teufel und seine Großmutter, der Kaspar und der Seppel, Schutzmann und Ungeheuer zugleich. — — —

Wie aber die Zeiten allmählich ruhiger und sicherer werden, da beginnt das Laienspielertum allmählich an mangelndem Nachwuchs zu kranken. Laienspieler sein heißt Idealist sein, heißt nicht um des Geldes willen arbeiten — damals wie heute. Handwerk ernährt seinen Mann, Handel und Gewerbe blühen unter sicherem Rechtsschutz. Bald gibt es mehr Satte als Hungerige. Wes Leib aber satt ist, der läuft bald Gefahr, auch den Hunger der Seele zu verlieren. — — Arbeite, arbeite, so wirst du reich! Spielzeit ist verlorene Zeit! Und die Zeit, dieses kostbarste aller Güter, fängt an, immer mehr im Werte zu sinken, bis es auf der untersten Stufe angelangt, dem Gelde gleichgerechnet wird. Geld aber will Niemand verlieren.

Der lange Dornröschenschlaf des Laientheaters beginnt. Hin und wieder regen sich die Fliegen im Schlafe, die Tauben picken ein Erbsenkorn, aber die Prinzessin schlummert. — Erwecker ist erst wieder eine Zeit äußerer Unsicherheit, verbunden mit einer starken Umschichtung innerer Wertungen. Da genügt eine oft überspitzte Theaterroutine dem Volke nicht mehr allein. Es braucht wieder Menschen, die vor seinen Augen lebendig machen, was Aller Herzen erfüllt. Und es finden sich auch wieder Idealisten, die aus starkem Erleben heraus gestaltend, der Mitwelt das Geschenk volkstümlicher Kunst darbringen.

Das Reich des Laienspielers wird überall da sein, wo es gilt, Grundsätzliches darzustellen. Dramen für Laientheater werden Fragen zu beantworten haben, die mehr oder minder alle Menschen berühren, und von ihnen mitempfunden werden können. Vor Allem braucht die Laienbühne nicht wie das Berufstheater mit einer gewissen Ängstlichkeit vor dem Religiösen zurückzuschrecken. Um auf beiden Seiten ein Beispiel zu nennen, ist die Darstellung von Engeln auf der Berufsbühne immer gefährlich und kann leicht in Profanierung oder Sentimentalität ausarten. Auf der Laienbühne aber sind die Engel zuhause. Dagegen wäre es wieder eine völlige Unmöglichkeit, Stücke, wie etwa Kaisers „Oktobertag" auf der Laienbühne zu spielen. Dramen, die sich hauptsächlich mit Spezialerlebnissen oder -Veranlagungen von Menschen befassen, sind wohl für alle Zeiten dem Berufstheater vorbehalten. Der expressionistische Theaterdichter, der Typen bevorzugt, wird daher eher befähigt sein, Stücke für die Laienbühne zu schreiben als Schriftsteller, die mehr zum Realismus, um nicht zu sagen Impressionismus hin tendieren. Es wäre interessant zu verfolgen, warum man nun aber gerade das rein expressionistische Drama „Oktobertag" als Schulbeispiel für ein der Laienbühne unzugängliches Stück ansehen kann. Überschneidungen von Gestaltungsmotiv und künstlerischen Prinzipien!

Aber das gehört nicht hier her. Interessant ist hier nur die Einstellung unserer Neisser Spielschar. Ihr Leiter, Georg Röhrich betont ausdrücklich, daß ihm jeder Gedanke an Theaterkonkur-

renz fernliegt. Jeder an seinem Platze ein Diener des Ganzen! ist sein Motto. Dem Prospekt der diesjährigen Festspiele voran steht das Wort: „... Überwindung des Alltags durch den Glauben an eine große Kunst, die Festtag gibt, dem, der sie ernsthaft suchen geht".

Laienspiel ist fleischgewordenes Wort — ist inneres Erleben, das die Fesseln des Leibes sprengte und zum Handeln wurde.

Aus dem geistigen Nährboden des Volkshochschulheimes ist die Neisser Spielschar erwachsen. Allzufrüh nur verlor sie ihren väterlichen Freund und Berater, Professor Neumann. Seit seinem Tode liegt die Leitung in Händen von Georg Röhrich, einem Manne, von dem man das Gefühl hat, daß er zum Regisseur nicht erzogen, sondern geboren ist. 7 Damen und 4 Herren bilden seine Stammtruppe. Die jungen Mädchen sind Haustöchter, die jungen Leute kommen aus mannigfachen Berufen, und kehren auch in einzelnen Fällen nach einigen Spieljahren wieder dahin zurück. Manche betrachten die Zeit in der Spielschar wohl auch als Vorbereitungszeit für soziale Berufe, Jugendpfleger und dergl. mehr. Ein schöner Gedanke, daß durch die ehemaligen Spielscharangehörigen allmählich Spielkultur in weitesten Kreisen verbreitet wird, und für den einzelnen eine Lebensschule wie sie nicht besser gedacht werden kann! Einer trage des Anderen Last, gilt es an den schweren anstrengenden Fahrtentagen, wo Unbequemlichkeiten aller Art überwunden sein wollen und nach mühsamer Montage- und Aufbauarbeit abends noch die volle geistige Frische zum Spiel verlangt werden muß. Die Vorbereitung zum Spiel kostet dem Einzelnen auch nicht nur gedankliche Arbeit, sondern Arbeit am ganzen Menschen im wahrsten Sinne des Wortes. Die schwere Kunst, sein Ich auszuschalten und frei zu machen für das, was den Darsteller ganz erfüllen soll, kann nur von Menschen erlernt werden, die auch sonst gewöhnt sind, hohe disziplinarische Forderungen an sich selbst zu stellen.

Es ist nicht immer ein Leichtes, die eigene Auffassung den drei Mächten unterzuordnen, die sich in Regisseur, Gründen des Zusammenspieles und im Herausarbeiten des für Laienspiel Charakteristischen darstellen.

Keine kleine Aufgabe aber auch für den Leiter, den Geist in der in ihrer Zusammensetzung stetig wechselnden Schar so stark zu erhalten, daß jeder überhaupt Geeignete sofort assimiliert wird. Andrerseits muß genügend Elastizität bestehen, um allen Fähigkeiten volle Ausdehnungsmöglichkeit zu geben.

Musik, Volkstanz und Spiel werden mit gleicher Liebe von der Heimgartenspielschar gepflegt. Es gibt also für den Einzelnen vielerlei Möglichkeit, sich zu entfalten.

Auch in ihrem äußeren Gewande ist die Laienspielbühne eigenartig. Wo Ton, Wort und Bewegung so stark zum Zuschauer sprechen, da dürfen Form und Farbe auch kein bloßes Drum und Dran sein. Sie haben im Gegenteil gewichtig mit zu reden. Mit großem Geschick arbeitet die Spielschar an der Ausgestaltung ihrer Bühne und beweist, daß es möglich ist, mit den einfachsten Mitteln starke künstlerische Wirkung zu erzielen. Wie wunderbar schlicht und eindringlich ist die Bühnengestaltung zu Lippl's Totentanz und Kyber's neunte Stunde! Wie lacht und kichert der Schalk hinter den kleinen Häuserchen zum Nachtwächterspiel, und wer den Pilz ansieht, der zum Trilltrall humorig lächelnd auf der Bühne steht, der ist schon von vorne herein in gute Laune versetzt.

Die selbstgefertigte Garderobe der Darsteller paßt sich natürlich auch ganz der Eigenart von Bühne und Spielauffassung an. — So ist Alles zum guten Gelingen beisammen — eine einheitlich geschulte Schar mannigfach begabter Darsteller, ein Regisseur, der ein starkes vielseitiges Können mit feinem Empfinden für das Charakteristikum des Laienspieles vereint, sowie ein reiches

Repertoir, das bemüht ist, Jedem etwas zu bringen. Es umfaßt zur Zeit an ernsten Stücken: Das Spiel von den heiligen drei Königen von Timmermanns, den Totentanz von Lippl, Theophilus, der Faust des Mittelalters in der Übertragung von Gümbel-Seiling, die neunte Stunde von Kyber, Der heilige Nepomuk von Ilse von Stach und das Apostelspiel von Max Mell; an lustigen Darbietungen: der Nachtwächter von Körner, die natürliche Nachtigall von Margarete Cordes, die Spitzbubenkomödie von derselben, der Geizige von Molière, der Diener zweier Herren von Goldoni und das Herz in der Laterne von Jungnickel. Dazu kommt noch Gesang und Tanz, die zur Freude von Jung und Alt ganz besonders gepflegt werden. Für die Kinder ist noch eigens mit „Hafergrütze" von Stenström, „Schnick und Schnack" und dem Trolle vom grünen Berge gesorgt.

Hier bei den Kinderspielen kommt es am Deutlichsten zum Ausdruck, was auch vom erwachsenen Zuschauer erwartet werden muß, wenn er voll und ganz zum Genuß des Spieles kommen — und, was das Wichtigste ist — noch etwas mit nachhause nehmen soll, nämlich das Mitspielen. Die Kinder machen es mit dem Munde, mit Armen und Beinen, am Allermeisten aber mit dem Herzen. Dieses letztere nun dürfen auch die Erwachsenen nicht zuhause lassen. Im Laienspieltheater darf der Zuschauer sich nicht hinsetzen und den lieben Gott, oder vielmehr die Darsteller einen guten Mann sein lassen. Er muß kommen mit dem Willen zum inneren Erlebnis. Er muß mit lieben und leiden, er muß weiterdenken über das Gesagte hinaus stärker noch als im Berufstheater, das seinen Gästen etwas Fertiges bietet, während der Laienspieler ihnen vielfach zuruft: Kommt, laßt u n s Menschen und Schicksale machen. Die Dekoration ist als Andeutung, als Stimmungsanzeiger gedacht, das Nähere ist der Phantasie des Zuschauers überlassen. Er darf einen Garten sehen, wo ein Rosenstrauch gemalt ist — er darf kostbare Hallen und Gemächer sehen, wo nur von ihnen die Rede ist und lernt auch im inneren Sinne hier wieder nicht Zuschauer, sondern Teilnehmer des auf der Bühne Geschehenden zu sein. Wo das gelingt, da wird überall eitel Andacht und Freude herrschen, wo die Spielschar auf ihren Fahrten vorbeikommt. Außer mannigfachen Spielfahrten im Reiche ist für dieses Jahr noch eine Fahrt nach Holland und eine nach Jugoslawien geplant. Möchten die Spieler überall offene Herzen und frohes Willkomm finden. Wir Oberschlesier aber rufen unserer Schar ein herzliches „Glück auf" zu neuen Taten zu.

Neisse als ostdeutsche Festspielstadt

Von Willibald Köhler-Oppeln

Das großstädtische Theater strebt immer ausschließlicher danach, den Großstadtmenschen zu unterhalten, statt ihn zu erbauen und ihm eine Aufgabe vorzusetzen. „Es amüsiert Satte und hetzt Hungrige auf", so brandmarkt Walter von Molo das von den Behörden subventionierte Kompromiß- und Tendenztheater, und derselbe Dichter fordert, daß Bereitschaft zur Dichtkunst nicht länger ein Problem des geldlichen Einkommens sein dürfe. Das winterliche Theater mit seiner immer noch gesellschaftlichen Einstellung ordnet den Menschen nach Kleid und Vermögen in Ränge. Wahre Dichtung aber gehört unterschiedslos allen.

Solange Schmeling die Stunde regiert und Staatsmänner und Würdenträger sich zu Prämierern und Lobrednern der Preisboxerei geradezu berufen glauben, wird eine Gesundung des in den groß-

städtischen Wintern erkrankten Theaters kaum vollendet, höchstens vorbereitet werden können. Die Lobredner des Sportes vergessen immer wieder, daß zu Rom und Athen mit dem Stadion oder den großen Bädern Anstalten verbunden waren, in denen der Grieche und Römer, nachdem die leibliche Übung sein Blut genügend bewegt hatte, umso bereiter für die Aufnahme geistiger Nahrung sorgen konnte.

Führende deutsche Dichter haben sich zu dieser quälenden Zeitfrage geäußert: Gerhart Hauptmann, Walter von Molo, Wilhelm von Scholz. Sie erhoffen alle die Heilung des erkrankten Theaters durch den Festspielgedanken. In der freien Natur ist der Stadtmensch, zum kosmischen Wesen neugeboren, bereiter, von großer Dichtung wie von einem kosmischen Erlebnis ergriffen zu werden. Die Freude eines festlichen Theaters in festlicher Landschaft weitet auch die Seele des beengtesten Asphalttreters, bis sie sich dem Geiste der Gemeinschaft willig erschließt. Ein an solchen Stätten hoher Freude gesundetes Volk wird rückwirkend Dichter aufrufen, die mit den Forderungen zum Höchsten wieder vor es hintreten dürfen. Das Festspieltheater wird kein Ort sein dürfen für die Schreie der einen nach „der schönen Melodie" und der andern nach dem „Kampf". (Jeßner in seiner Rede auf dem Hamburger Theaterkongreß); ein Festspieltheater im Osten ist kein Platz für einen konfessionellen oder lärmend sich austobenden politischen Machtwillen.

Neisse hat als Festspielstadt Tradition. In Fortführung eines alten Brauches der Jesuiten haben vor Jahren schon auf dem für diesen Zweck hervorragend geeigneten Salzring vor der Jesuitenkirche Festspiele stattgefunden. Sie hatten geistlichen Charakter und wurden von der Heimgartenspielschar unter Leitung von Georg Röhrich aufgeführt. Dieses Jahr bereitete die Spielschar das alte Spiel von „Jedermann" vor, das in seiner von Hugo von Hofmannsthal erneuerten Form den Rahmen eines Laienspiels überragt. Das machte die Aufführung durch die Laienspielschar des Heimgartens deutlich. (Der Verfasser nimmt zu der „Jedermann"-Aufführung eine kritische Stellung ein.)

Die Neisser Festspielleitung wird der Gefahr begegnen müssen, mit jenen Festspielen verglichen zu werden, die man in Anführungsstrichen schreibt. Es wird ja allenthalben in Deutschland und Schlesien gefestspielt in einer Natur, die herrlich und groß genug ist, das Geschehene wieder gutzumachen. Die Urheber des Neisser Festspielgedankens haben sich, was zur Unterscheidung gesagt werden muß, stets nur an würdigen Gegenständen erprobt.

Hier steht ja aber nicht eine beliebige Festspielbühne zur Aussprache, hier wird das Wort geredet einer am Salzring auszubauenden oder in die Festungswälle einzubauenden Festspielstätte, die Neisse, die altehrwürdige Stadt, in deren doppeltem Gesichte der Bischofsstadt von der Lustigkeit des Taugenichts und der Friedrichsstadt von der Strenge preußischen Pflichtbewußtseins nord- und süddeutsches Wesen sich so gut zu einer Einheit finden wie in dem Gesichte ihres Dichters; einer Stätte, die Neisse, die Alte Festung, alten und neuen Zeitgeist verbindend, zu einer Kulturfeste des Ostens vollendet.

Hier könnte der Sudetenwanderer eine Reihe von Ferientagen hochfestlich abschließen. Neisse liegt vor einer heroischen Gebirgslandschaft in einem Tale, das bereits Ahnungen östlicher Weite eingibt. Die Not der Zeit ist freilich dem Aufkommen eines sorgenfreien Festspielgeistes noch sehr hinderlich; unser östlicher Nachbar wendet uns noch kein freundliches Gesicht zu, freundlich genug, um den Strom deutscher Ferienreisender, der immer noch vom Osten nach dem Westen fließt, durch Vermehrung des Schatzes schlesischer und östlicher Sehenswürdigkeiten umzulenken, sodaß ein Festspieltheater für etwa 25 Vorstellungen gefüllt werden könnte.

Großes will indessen lange vorbedacht sein, und vieles kann schon vor Erfüllung der Zeit ein weitsichtiger Kolonisatorenwille schaffen. Die Kaschubei hat wenig Sehenswürdigkeiten aufzuweisen, und ihre landschaftlichen Schönheiten lassen sich mit denen Schlesiens nicht vergleichen. Seit 1880 aber schuf weitschauender Polonisierungseifer die Mode, in den Warschauer Salons im Winter zu erzählen, was man im Sommer in der Kaschubei sah, „dort wo die Weichsel zu Ende ist". —

(In Neisse hatte zur Eröffnung der Jedermannfestspiele die Bevölkerung des Salzringes ihre Fenster nicht geschmückt, lehnte sie nicht teilnehmend in festlicher Kleidung heraus. Die Natur begrüßte dafür das in ihrem Geiste und Bereich erneuerte Theater, indem sie als Boten und festlichste Gäste Tauben ausschwärmen ließ.)

Um in Neisse ein Festspiel zu schaffen, das zu den schlesischen Sehenswürdigkeiten sich selbst als des Anschauens werteste hinzufügte, müßte auch der Rahmen der Festspiele, der bisher nur das geistliche Spiel umfaßte, erweitert werden. — Mit Ausgrabungen wird man auf die Dauer nicht mehr Volk anziehen, als ein Altertumsmuseum. Hugo von Hofmannsthal hat ja den Jedermann auch erst durch seine dichterische Bearbeitung aus dem „Toten Wasser des gelehrten Besitzstandes" für das Festspieltheater retten müssen. (Sollte sie nicht schon wieder überlebt und eine neue durch einen „Zugehörigen" unserer Zeit nötig sein?)

Für Neisse ist nicht nur das geistliche Spiel der Jesuiten, für diese Stadt im Osten, die Eichendorffs Grab verwahrt, ist auch die Romantik gleichberechtigte Tradition. (Nach Nadlers genialer Theorie hat die Romantik im deutschen Osten Urheimat.)

Eine auf so große Ziele eingestellte Festspielleitung müßte untersuchen, ob Eichendorffs „Letzter Held von Marienburg" (in zeitgerechter Bearbeitung) oder Schillers „Demetrius" sich für ihre Spiele eigneten; auch an Gerhart Hauptmanns „Weber" und desselben Dichters Komödie „Schluck und Jau" müßte sie denken. (Es ist bester Festspielgeist: überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen und zu weinen; (Schiller) und damit die Komödie gerechtfertigt.)

Grillparzers „Traum ein Leben" müßte sie berücksichtigen; ist doch der Ostdeutsche durch Blut und Landschaft in die Schleier des Traumhaften stärker verwirkt als der West- und Süddeutsche und darum dieses Stück dem Geiste der Landschaft gemäß.

Das Stück, das indessen für das nach Osten blickende Neisse das Festspiel zu heißen verdiente (wie das „Kätchen von Heilbronn" Kleists für Heidelberg) ist Gerhart Hauptmanns „Elga" (zu einer Musik, die das Geschehene erst recht ins Traumhafte eintaucht.)

Für ein Festspiel, das das Literaturdrama in so reichem Maße einbezieht, reicht eine Laienspielschar nicht aus, deren willig anerkannte heilsame Mission gerade in dem nun stark genug erklingenden Rufe nach einer Gesundung des Theaters durch das Festspiel als erfüllt erscheint. Eine Laienspielschar kann für ein Festspiel großen Stils nur Anreger, Kern und Vorbereiter sein. Beste Kräfte des Berufsschauspielertums müßten verpflichtet werden. Das Festspiel ist der Boden, wo die von einem Instinkt herkommende somnambule Sicherheit des Laienspielers und die im Ringen um das große Kunstwerk in das Paradies kindhafter Somnambulität zurücksuchende, bewußt geschulte und vollendete Kraft des Berufsschauspielers sich treffen.

Die Abendvolkshochschulen in Oberschlesien

Von Jos. Mosler, Ratibor

Weltkrieg und Revolution haben auch auf dem weiten Gebiete deutscher Volksbildung umstürzend gewirkt. In Oberschlesien kamen noch die nationalen Wirren hinzu. Alle diese politischen Ereignisse haben mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß die letzte Entscheidung schließlich nicht die materielle Macht fällt, sondern die größere seelische Spannkraft. Seelische Spannkraft kann jedoch Politik und Wirtschaft allein nicht erzeugen, sie ist das Produkt intensivster und zielbewußter Volksbildung.

Diese Volksbildung muß jedoch im rechten Geiste erfaßt werden. Eine bloße Kenntnisvermittlung kann nicht die Volksbildung sein, die wir hier im Osten brauchen. Förderung des Intellekts ohne gleichzeitige Pflege des Seelischen wird niemals Kultur erzeugen. Dieses Seelische beruht jedoch im letzten Grunde im Weltanschaulichen. Hier finden wir die stärksten Kraftzentren der intensivsten Volksbildung. Ganz besonders wird dies in Oberschlesien zutreffen, dessen Volkstum vom Weltanschaulichen stark beeinflußt wird.

So ist die moderne Volksbildung aller politischen und weltanschaulichen Schattierungen, sofern sie sich nicht auf eine bestimmte Gruppe beschränkt, dahin gekommen, auf die sogen. „positive Neutralität" in weltanschaulichen Dingen ihre gesamte Arbeit aufzubauen, d. h., sie erkennt die Bedeutung weltanschaulich-religiöser Bildung an, sucht ihre wertvolle Kraft in dem Bau deutscher Volksbildung wirken zu lassen, steht jedoch den einzelnen weltanschaulichen Richtungen neutral gegenüber, vermeidet vor allem streng jede Proselytenmacherei. So haben sich die größten Führer deutscher moderner Volksbildung, ein Robert von Erdberg, ein Anton Heinen, ein Walter Hofmann, Ackerknecht-Stettin u. a. zu hoffnungsvollem Tun zusammengefunden.

Letztes Ziel jeglicher Volksbildung hat denn auch nicht die Heranzüchtung strahlenden Intellekts zu sein, der in den meisten Fällen den gerade in unseren Tagen scharf ausgeprägten Utilitarismus erzeugt; dieses letzte Ziel liegt in der Gemeinschaft, in der Bildung der Individuen zum Volke hin. Ganz besonders eindeutig muß dieses Ziel im Grenzland erkannt werden, um durch die Pflege gemeinsamen Volkstums die starke Front aller Volksgenossen gegen fremde Kulturen zu schaffen, die wir brauchen, wenn wir hier an der Oder in der Tat ein unerschütterliches Bollwerk deutschen Zukunftsglaubens sein wollen.

Dies sind ungefähr die geistigen Grundlagen unserer Abendvolkshochschulen, die freilich noch einer örtlichen Differenzierung unterliegen. Daß sie verschieden im inneren und äußeren Aufbau sind, beweist das frisch pulsierende Leben in ihnen.

Im vorigen Jahre konnte der Volkshochschulgedanke auch in Oberschlesien sein 10jähriges Wirken feiern. 1919 mitten in der Hochflut innerer und äußerer gewaltiger Strömungen politischer und wirtschaftlicher Natur wurde er vom deutschen Volke aufgegriffen und schlug auch in Oberschlesien Wurzeln. Man hatte damals die nationale Bedeutung der Volkshochschule vor allem in unserer Heimat erkannt und privater Initiative ist es gelungen, in allen größeren, sogar in kleineren Städten, Volkshochschulen einzurichten. Sie wurden zum oberschlesischen Volkshochschulbund zusammengeschlossen. Die Inflation und auch wohl innere Schwierigkeiten ließen das so hoffnungsvolle Beginnen wieder erschlaffen. Die Beuthener Volkshochschule ruhte von 1922—1927, Hindenburg eröffnete gleichfalls erst wieder 1927,[1] Neisse hielt kümmerlich durch,

[1] Vgl. „Übersicht über die schlesischen Abendvolkshochschulen" in „Blätter der Volkshochschule Breslau", 6. Jahrg. 1927/8, Heft 13/16. Durch Mißverständnisse ist in dieser Aufstellung Ratibor nicht genannt. Dafür jedoch in Heft 8/13, 7. Jahrg. 1928/9 der gleichen Zeitschrift.

Ratibor schloß 1923, erhielt aber einen neuen Impuls bereits wieder im Januar 1924 durch die neu geschaffene Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung, die sich mit der Volkshochschule nach 2 Semestern vereinte. Auch Gleiwitz stellte einige Semester seine Volkshochschule ein.

Es ist erfreulich, daß auch bereits einige Literatur über unsere Abendvolkshochschulen besteht. Abgesehen von Tätigkeitsberichten in den verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften sind einige größere Abhandlungen bereits geschrieben worden. Der „Oberschlesier" brachte in seinen ersten Anfängen ein eigenes Volkshochschulheft heraus. Heinrich Koitz, der Leiter der Volkshochschule Hindenburg, berichtete in der „Provinz Oberschlesien" (3. Jahrg. 1928, Nr. 21) von der Entwickelung der oberschlesischen Abendvolkshochschulen im allgemeinen. Ferner berichtete er eingehender in der gleichen Zeitschrift (4. Jahrg. 1929, Nr. 44) über die Hindenburger Volkshochschule. Einen wertvollen Beitrag lieferte Erich Reisch in dem provinziellen „Oberschlesischen Heimatkalender 1929" („Die deutsche Volkshochschule in Oberschlesien"). Über die Ratiborer Volkshochschule orientiert eingehend die Broschüre „Die ältere Volkshochschule Ratibor" (Ratibor 1929, Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung), ferner die Abhandlung „Statistisches aus der Arbeit einer oberschlesischen Abendvolkshochschule" in „Die Provinz Oberschlesien" 1929, 4. Jahrg. Heft 12, sowie eine Reihe von Artikeln in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften auch aus dem Reiche (u. a. auch in „Freie Volksbildung", Frankfurt a. M.). Im vorigen Jahre hat in den deutschen Blättern der Tschechoslowakei Dr. Fritz Koberg-Prag eingehend die Ratiborer Volkshochschularbeit kritisch beleuchtet.

Wenn wir im folgenden kurz die Entwicklung, Arbeitsweise und den heutigen Stand der oberschlesischen Volkshochschulen skizzieren, so soll im voraus bemerkt sein, daß weder ein Werturteil, noch eine vollständige Schilderung erreicht werden soll. Wenn sich auch bereits ganz bestimmte Merkmale bei den einzelnen Volkshochschulen ausprägen, je nach den örtlichen Bedingungen, so will dies für den höheren oder niederen Wert der geleisteten Arbeit nichts besagen, im Gegenteil ist diese Tatsache der beste Beweis für die lebendige Kraft der einzelnen Volkshochschulen, die sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen vermochten.

Beuthen: Die erste Arbeitsperiode dauerte von 1920—1922. Neubelebt wurde sie 1927. An der Spitze steht ein Verwaltungsausschuß, der aus dem Leiter, den Vertretern der Schüler und Dozenten, der städt. Volksbildungskommission und der Kreisverwaltung gebildet wird. In ihr ist also neben dem Magistrat auch der Landkreis vertreten, da die Volkshochschule bestrebt ist, auch ländliche Volksbildung zu betreiben. In ihrem Programm lehnt sie bloße Wissensvermittlung ab und bekennt sich zur Ideologie neuerer Volksbildung, bevorzugt daher auch die Form der Arbeitsgemeinschaft. 1927 zählt sie 1520 Belegungen, 1928/9 stieg die Zahl auf 2048, im Winterhalbjahr 1929/30 waren 1355 Belegungen zu verzeichnen. Eingehend hat die Volkshochschule ihre Statistik ausgebaut. Aus ihr entnehmen wir für das letzte Halbjahr folgende Angaben: Die Beteiligung stellte ungefähr 1,2 % der Gesamtbevölkerung dar; die Frauen zeigten starke Anteilnahme (54 %), eine Erscheinung, die wir überall zu beobachten Gelegenheit haben. 79 % der Hörer waren katholisch, 14 % evangelisch, 4 % jüdisch, 3 % dissident. Am stärksten beteiligten sich die Altersklassen von 20—30 Jahren (32 %) und von 30—40 Jahren (25 %), sowie unter 20 Jahren (18 %). Beruflich gliederte sich die Hörerschaft folgendermaßen: Beamte und Angestellte 26 %, ohne Beruf 18 %, Schüler 17 %, Hausfrauen 11 %, Handwerker 9 %, Arbeiter 8 %. Am schwächsten waren die Akademiker mit noch nicht einmal 1 % und die Kaufleute mit kaum 2 % vertreten. Dies läßt auf die irrige Meinung schließen, als ob die Volks-

hochschule nicht für die Akademiker geschaffen wäre. Eine stärkere Beteiligung gerade dieser Berufsgruppe läge jedoch in ihrem eigensten Interesse, um das ihnen allmählich aus der Hand gleitende Führertum zu erhalten und diesem einen neuen Inhalt zu geben. Diese Zurückhaltung der Akademiker der Volkshochschule gegenüber läßt sich auch anderwärts feststellen.

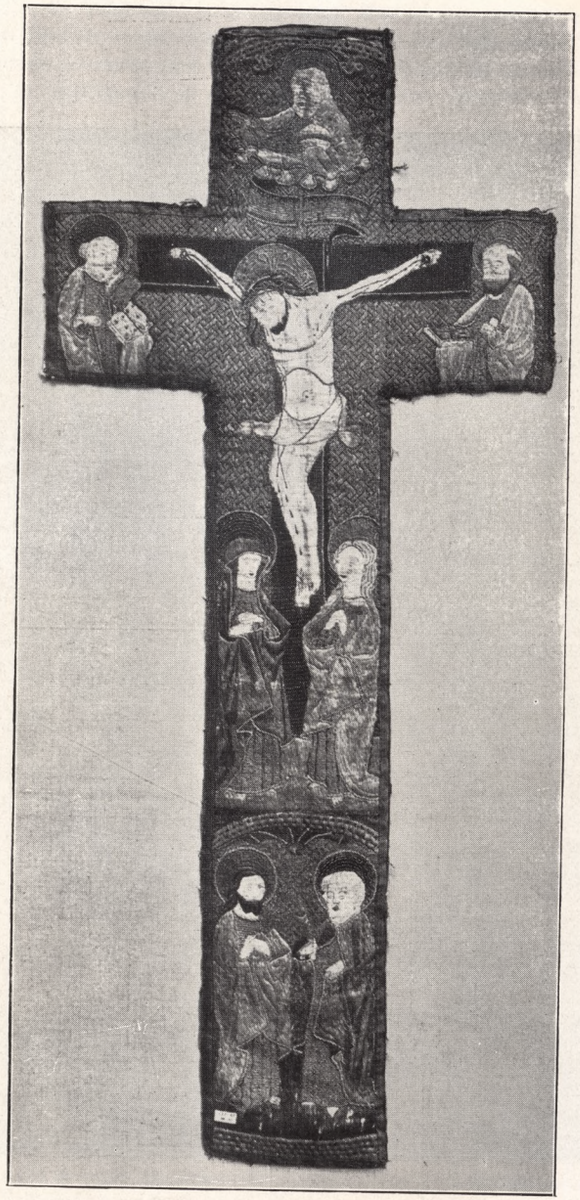
Gleiwitz: Die Volkshochschule, die 1919 (im November) begründet wurde, schreibt auf ihr Programm die Selbstbildung. Besonders bemerkenswert ist die enge Zusammenarbeit zwischen ihr und der Stadtbücherei. Beide Institute erfahren so gegenseitige Ergänzung und Bereicherung. Typisch hierfür ist die Einrichtung von Leseabenden für Erwachsene und Kinder. 1927 verzeichnete die Volkshochschule 4000 Belegungen, ungefähr 4 % der Gesamtbevölkerung. Damals überwogen im Interesse die Männer (3/5). Die berufliche Gliederung bietet ungefähr das gleiche Bild wie Beuthen, nur daß die Handels- und Gewerbetreibenden es auf 11 % brachten, die Arbeiter jedoch nur 6 % Beteiligung zählten.[2]

Hindenburg: Die Volkshochschule wurde Februar 1920 begründet und erstand neu 1927. Ihr Ziel ist organisatorisch die Zusammenfassung der örtlichen Bildungsbestrebungen und Veranstaltung von Schulungskursen. Sie hat in den letzten Jahren eine außerordentlich rührige Tätigkeit entwickelt. Man merkt ihrer Arbeit die Zielstrebigkeit und das Bewußtsein ihrer Bedeutung auf dem gerade in Hindenburg so schwierigen Kulturboden an. Dies beweist schon die Tatsache, daß die Hindenburger Volkshochschule neben der Volkshochschule Ratibor den Wert der Freizeiten erkannt hat, die sie bereits im Jahre 1928 im Volksbildungshaus „Heimgarten" durchführte. Bemerkenswert ist die starke Heranziehung der Arbeiterschaft an den Volkshochschulbestrebungen. Der Leiter der Volkshochschule Heinrich Koitz hat uns gerade zu diesem Kapitel sehr interessante Mitteilungen gemacht, die wir gern veröffentlichen: „Da ein großer Teil der Hindenburger Bevölkerung der Bergarbeiterschicht angehört, erwies es sich als notwendig, besondere Maßnahmen zu ergreifen, um auch diese Schicht bei der kulturellen Erwachsenenbildung zu erfassen. Das System der Wechselschicht auf den Gruben des Bergbaus in Hindenburg — eine Woche Vormittagsschicht von 6 bis 2 und eine Woche Nachmittagsschicht von 2 bis 10 — hinderte die Bergarbeiter am regelmäßigen Besuch der Kurse. Deswegen wurden in regelmäßigen Abständen besondere Bergarbeiterabende eingerichtet, in denen Dozenten der Volkshochschule abwechselnd über ein in sich abgeschlossenes Thema sprachen, um den Hörern ein Wissensgebiet in seinen wesentlichen Zügen an einem einzigen Abend zu bieten. Die Abende beginnen bereits um 7 Uhr abends und dehnen sich — da in diesen Abenden die Diskussion besonders gepflegt wird — oft bis in die zehnte Abendstunde aus".
Bisher konnten bereits eine ganze Anzahl von Abenden — es handelt sich um einen Versuch, der in diesem Wintersemester zum 1. Mal angestellt wurde — durchgeführt werden, die sich eines steigenden Besuches erfreuten. Ein Abend mit dem Thema „Moral und Weltgeschichte" gab Gelegenheit, an Hand der wichtigsten staatsphilosophischen Ideen von Aristoteles angefangen über

[2] Dr. Horstmann, der verdiente Leiter der Gleiwitzer Volkshochschule, glaubt, daß in einigen Zeilen — wie es hier geschieht — ein zutreffendes Bild der dortigen Arbeit nicht gegeben werden könne und behält sich vor, dem „Oberschlesier" gelegentlich einen eigenen Bericht zur Verfügung zu stellen. Uns, sowohl unserem geschätzten Mitarbeiter Herrn Mosler und der Schriftleitung, kam es bei vorstehenden Ausführungen nicht auf erschöpfende Einzelberichte an, sondern zunächst darauf, eine Übersicht und einen zusammenfassenden Bericht über die augenblickliche Lage des Volkshochschulgedankens in Gesamtoberschlesien zu geben. Weitere Aussprache in knapper Form ist erwünscht.



Krakau
Wawel, Domschatz
Auferweckung des Petrovin durch den hl. Stanislaus
Kinitz-Ornat 1504 (von Stanislaus Stoß?)



Kaselkreuz mit Heiligen
Schlesisch, um 1500

Breslau, Schles. Museum
für Kunstgew. u. Altertümer

Thomas von Aquin bis zu Machiavelli und Karl Marx staatswissenschaftliche und geschichtliche Vergleiche anzustellen. Ein zweiter Abend über Handelsverträge und Zölle klärte die Hörer über unumgängliche Grundlagen der wirtschaftlichen Organisation auf. Ein dritter Abend über die internationale Kohlenkonferenz galt den besonderen Berufsfragen der Bergarbeiter. Ein vierter Abend in Form eines Kammermusikabends brachte mehreren hundert Hörern aus den Kreisen der Bergarbeiterschaft Streichquartette von Beethoven und Schumann nahe, wozu eine knappe musikgeschichtliche Einführung gegeben wurde. Weitere Abende galten der Bergarbeiterlyrik von einst und heute sowie der staatswissenschaftlichen Bildung der Gegenwart.
Die Bergarbeiterabende haben sich jetzt in Hindenburg vollständig durchgesetzt. Die Gefahr eines Abgleitens in parteipolitische Streitigkeiten konnte vollkommen vermieden werden, sodaß sich die Abende eines überraschend steigenden Besuches erfreuen.
Außer diesen speziellen Bildungsarbeit für die Bergarbeiterschaft konnte mit Unterstützung der Gemeinde Mikultschütz, einem fast völlig aus Bergarbeitern bestehenden Industrieort von 20 000 Einwohnern ebenfalls die ersten Volkshochschulkurse — im 1. Semester von Oktober bis Weihnachten zwei und im zweiten Semester von Januar bis Ostern drei! — veranstaltet werden, die ebenfalls einen guten Erfolg aufwiesen und für die Volksbildungsarbeit in dem kulturell noch immer heftig umstrittenen Landkreis Beuthen eine breite Bresche schlugen.

Neisse. Die Neisser Abendvolkshochschule dient nach einem Bericht des jetzigen Leiters Dr. Montag seit ihrer Gründung 1919 der Volksbildung durch zusammenhängende Vortragsreihen mit anschließenden Besprechungen. Trotz eifriger Bemühungen des früheren Leiters und Begründers Oberstudiendirektors Karst konnte sie jedoch wohl vor allem wegen finanzieller Schwierigkeiten in größerem Umfange ihre Arbeit nicht aufbauen. Sie hatte einige Vortragsreihen laufen, traf auch einige Einzelveranstaltungen künstlerischer Art, diente daher überwiegend der extensiven Volksbildung. Im Winterhalbjahr 1928/29 wurden 5 Vortragsreihen von 3 bis 5 Abenden über Religion, Literatur, Kunst, Erdkunde und Biologie veranstaltet. Im laufenden Winterhalbjahr konnte der fertiggestellte Plan von 8 Vortragsreihen zu 5 Abenden nicht durchgeführt werden, weil die Stadt den bisher gestellten Zuschuß einstellte. Der Betrieb mußte sich auf Veranstaltungen beschränken, die sich finanziell selber tragen. Es werden abgehalten ein Mikroskopierkursus, die monatliche Vorführung eines Kulturfilmes und eine Reihe von 4 Kammermusikabenden. Es ist dringend zu hoffen, daß die Stadt Neisse, die im Rufe eines Kulturzentrums steht, den bescheidenen Zuschuß wieder gewährt, damit auch das Kernstück der Volkshochschule, die Vortrags- und Übungstätigkeit im nächsten Winter wieder aufleben kann.

Ratibor: Die Volkshochschule wurde 1919 begründet. 1920 begann sie ihre Lehrtätigkeit. Der Magistrat zeigte sich zunächst ablehnend, dann zurückhaltend, schließlich wenigstens einigermaßen wohlwollend. 1923 brach sie wegen innerer und äußerer Schwierigkeiten zusammen. Im Januar 1924 wurde die Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung begründet, die die Volkshochschule wieder auf den Plan rief. Im nächsten Jahre vereinigten sich beide Organisationen. 1926 stellte der Magistrat der Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung ein Büro nebst Bürobedarf zur Verfügung. 1927 wurde der Geschäftsführer nebst einer Hilfskraft hauptamtlich von der Stadtverwaltung übernommen. So ist die Volkshochschule bisher zunächst wirtschaftlich sichergestellt gewesen, konnte dementsprechend eine viel regere und umfangreichere Arbeit leisten. Das besondere organisatorische Merkmal der Volkshochschule ist zunächst ihr privater Charakter, der sich aus dem Zusammenschluß von gegen 50 Vereinen ergibt. Andererseits das eben genannte hauptamtliche Moment. Die Arbeit vollzog sich bisher in Vierteljahresprogrammen und zwar das ganze Jahr hindurch mit Unterbrechung einer etwa 4 wöchentlichen Sommerpause. Neben Einzelvorträgen, Vortragsreihen, Arbeitskreisen, Kursen veranstaltet die Volkshochschule auch Kunst-

und Buchausstellungen, Kunst- und Dichterabende, Filmvorführungen, heimatkundliche Wanderungen und Ausflüge, Kulturfahrten (Wien und Budapest), größere Tagungen, Werkgemeinden; sie übernimmt ferner Führungen auswärtiger Studienkommissionen aus dem Reich und dem Auslande, hat sich eine Spielschar geschaffen. Sie unterhält eine Presseabteilung, die neben längeren Berichten eine größere Anzahl Artikel verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zuführt; hat selbst 1927/8 eine literarische Beilage „Oberschlesisches Schrifttum" herausgegeben, die dann das Opfer der Zeitungszentralisationsbestrebungen der „Oberschlesischen Volksstimme" geworden ist, hat ferner ein oberschlesisches Schrifttumsverzeichnis mit annähernd 2000 Nummern herausgebracht. Ihrer intensiven Arbeit ist es zu danken, daß die Volkshochschulbücherei auf annähernd 600 wissenschaftliche Werke gestiegen ist, während sie gegen 700 Bände der städt. Volksbücherei kostenlos überlassen durfte. Des weiteren ist hervorzuheben, daß sie als erste oberschlesische Volkshochschule den Freizeitgedanken durchgeführt hat. Sie ist unseres Wissens auch die einzige oberschlesische Volkshochschule, die einen eigenen Arbeitskreis für Fragen der theoretischen und praktischen Volksbildung besitzt.

Schon 1925 hat sich die Volkshochschule mit ländlicher Bildungsarbeit beschäftigt. Nicht nur Vorträge und Vortragsreihen wurden veranstaltet, Volksfeste mit Laienspiel, Volkstänzen und Volkslied in den dörflichen Gemeinden arrangiert, ebenso eifrig nahm die Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung an Bauernkursen teil. Freilich geht neuerdings die Volkshochschule schweren Zeiten entgegen. Die Stadt hat ihre Unterstützungsgelder für laufende Ausgaben um 50 % gestrichen! Nach 11 Jahren erfolgreichster Tätigkeit ist sie aus materiellen Gründen stark gefährdet! Und doch beginge die Stadtverwaltung einen schweren Fehler, wenn sie ihre Volkshochschule eingehen ließe. Es ist jedoch zu hoffen, daß auch diese trübe Situation überwunden wird. —

Man kann nach alledem wohl behaupten, daß die wirtschaftliche Not in diesem und im nächsten Jahre auf der gesamten oberschlesischen Volkshochschularbeit ganz besonders schwer lasten wird. Es wird sich daher für die Volkshochschule die Notwendigkeit ergeben, sich rechtzeitig auch wirtschaftlich durch Anschluß an größere Verbände zu sichern. Ferner wird es unbedingt eine der dringlichsten organisatorischen Aufgaben der Zukunft sein, die Arbeitsgemeinschaft oberschlesischer Volkshochschulen zu einem bedeutungsvollen Faktor oberschlesischen Kulturlebens auszubauen. Auch hier ist der Gedanke der gemeinsamen Selbsthilfe durchaus angebracht.

Wir halten es ferner für notwendig, daß die führenden Persönlichkeiten der verschiedenen Volkshochschulen Oberschlesiens einmal im Jahre eine Freizeit veranstalten, auf der gemeinsame Sorgen und Nöte geklärt, Erfahrungen ausgetauscht und Erkenntnisse in die äußerst schwierige Problematik oberschlesischer Volksbildungsarbeit gewonnen werden könnten.

Auf diese doppelte Weise wird sich neben der äußeren Festigung des oberschlesischen Volkshochschulwesens sein geistiger Inhalt bereichern und wird schließlich den verantwortungsträchtigen Anforderungen entsprechen, die ein Grenzland an Kulturarbeit stellt.

Anmerkung:
Volkshochschule Beuthen O/S.:
z. H. von Herrn Stadtrat Studienrat Dr. Schierse. — Stadthaus, Dyngosstr. 30.
Volkshochschule Gleiwitz:
z. H. von Herrn Stadtbüchereidirektor Dr. Horstmann, Wilhelmsplatz 8—12.
Volkshochschule Hindenburg O/S.:
z. H. von Herrn Chefredakteur Heinrich Koitz, Kronprinzenstr. 390. (Herr Koitz ist inzwischen aus Oberschlesien verzogen.)
Volkshochschule Ratibor:
z. H. von Herrn J. Mosler, Ratibor, Magistrat, Am Gymnasium 2.
Volkshochschule Neisse: Oberstudiendirektor Dr. Montag, Städt. Real-Gymnasium.

Geheimrat Dr. Dittrich-Neisse †

Bei dem großen heimatkundlichen Lehrgang in Neisse im Herbst des vorigen Jahres war der Geh. Justizrat a. D. Dr. Dittrich in körperlicher und geistiger Frische noch mitten unter uns, und er gestand mir mit heller Freude im Gesicht, es sei für ihn doch ein herrliches Erlebnis, zu sehen, wie heute die Heimatidee in Oberschlesien aller Orten marschiere, für die man früher, als er noch jünger war und ähnlich arbeitete, so wenig Verständnis zeigte. Unter dem lauten Beifall der oberschlesischen Heimatführer wurde dann in der anschließenden Hauptversammlung der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde unser Geheimrat Dr. Dittrich vom Vorsitzenden der Vereinigung, Regierungsdirektor Dr. Weigel, als einer unserer bewährten Alterspräsidenten gefeiert. Wenn heute das Neisser Kunst- und Altertumsmuseum eine solch stattliche und wertvolle Sammlung von Heimaterinnerungen und Kunsterzeugnissen birgt, wenn das wissenschaftliche und künstlerische Schaffen im Neisse-Gau und darüber hinaus in mancher Hinsicht vorbildlich genannt werden muß, so hat der immer opferwillige und selbstlose Geheimrat Dr. Dittrich viel Anteil dabei. Ich kenne ihn lange. Gern erinnere ich mich an den Tag, da unser Rektor uns in der Oberklasse fragte, wer im Museum etwas helfen wolle, und ich mich dann bei Herrn Geheimrat Dittrich melden durfte. So manche Stunde und nimmermüde unterhielt er sich mit uns. Seither war ich kaum in Neisse, ohne das Museum und unseren Herrn Geheimrat besucht zu haben, und immer ging ich innerlich bereichert von ihm. Wie nahm er Anteil, als wir im oberschlesischen Abstimmungskampf standen! Wie freute er sich über die Aufwärtsentwicklung unseres „Oberschlesiers", dem er als einer seiner besten Mitarbeiter immer mit Rat und Tat zur Seite stand!

Still und ohne großes Aufsehen, wie es so recht seiner Art entsprach, hat der Siebzigjährige am 4. Mai d. Js. die Tür seines Lebens hinter sich geschlossen. Wir werden ihn niemals vergessen, wir werden sein Andenken immer in Ehren halten.

*

In seinem Nachlaß fand man seine hier folgende Selbstbiographie:

Hermann Dittrich.

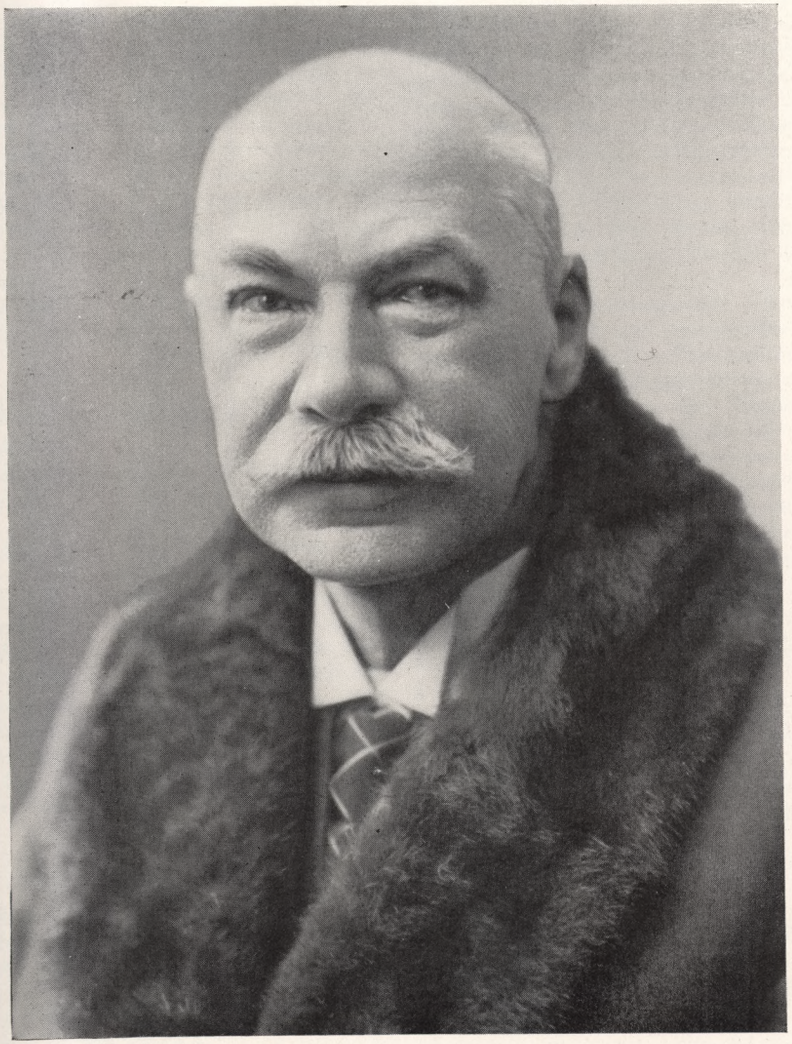
Am 31. März 1860 zu Breslau als Sohn des prakt. Arztes, nachm. Sanitätsrats Dr. med. Carl Dittrich geboren, besuchte ich zuerst die Wanckel'sche Privatschule und von Quarta (1870) an das Matthias-Gymnasium, auf dem schon mein Vater und Großvater seine Gymnasialzeit absolviert hatten. Von 1878 an studierte ich die Rechte an den Universitäten zu Breslau, Heidelberg und Leipzig, bestand mit 21 Jahren das Referendar-Examen, erwarb die juristische Doktorwürde der Universität Göttingen und war als Referendar bei den Gerichten in Breslau beschäftigt. Am 23. Oktober 1886 bestand ich die große Staatsprüfung. Als Gerichtsassessor war ich 3 Jahre in Striegau und 2 Jahre in Schweidnitz tätig und verlebte an diesen Orten besonders glückliche Jahre des Eheglücks. Meine erste Anstellung erhielt ich 1891 bei dem Amtsgericht in Beuthen O/S., wurde 1892 an das dortige Landgericht berufen und nach fast 5jährigen interessantem Aufenthalt im oberschlesischen Industriegebiet am 13. September 1896 an das Landgericht in Neisse versetzt. Im Jahre 1901 erfolgte meine Ernennung zum Landgerichtsrat, im Jahre 1917 erhielt ich den Titel Geh. Justizrat. Im Jubiläumsjahre 1913 wurde mir der Rote Adler-Orden IV. Klasse verliehen, später das Verdienstkreuz für Kriegshilfe und der Schlesische Adler. Die schon als Student gepflegte Neigung zur Beschäftigung mit der Deutschen Kunst-

und Kulturgeschichte fand hier im alten Bistumslande und geweckt durch Schulte — s. Zt. Gymnasial-Direktor in Beuthen O/S., und angeregt durch die lehrreichen Abende in der Philomathie, der ich alsbald beitrat — ein reiches Feld der Betätigung, besonders, als ich mich 1897 mit gleichgesinnten Freunden (Stadtsyndikus Hellmann, Hauptmann Haevernick u. a.) zur Gründung des Neisser Kunst- und Altertumsvereins zusammenfand. Wenn ich auf die nun mehr als 30jährige emsige Tätigkeit im Museum, die oftmals gehaltenen Vorträge und die für die stattliche Reihe der Jahresberichte alljährlich verfaßten Abhandlungen zurückblicke, so darf ich hoffen, für die mir zur zweiten Heimat gewordene Stadt Neisse ein ersprießliches Stück Arbeit geleistet zu haben als Baustein für dieses schöne Stück schlesischen Landes, das ich als Naturfreund und in dem langjährigen Amt als Denkmalpfleger mit doppeltem Genuß gern und oft durchwandert habe. Meine dennoch bewahrte Frische verdanke ich zum guten Teil dieser so lieb gewordenen nebenamtlichen Tätigkeit, die auch in vielerlei Beteiligung an gemeinnützigen Kommissionen (zum Schutz des Ortsbildes, zur Beratung für Kriegerdenkmäler, historischen Kommissionen für Schlesien, Oberschl. Denkmalspflege-Kommission usw.) ihren Ausdruck gefunden hat, und durch Ernennung zum Ehrenmitglied des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens Anerkennung gefunden hat, sowie durch Ernennung zum Stadtarchivar an Stelle des verstorbenen Professor Ruffert seit dem Herbst 1927. Möchte der Lebensabend es mir vergönnen, weiter zu schaffen und auch der lieben Philomathie in Erinnerung an die schönen unvergeßlichen Abende der vergangenen Vorkriegszeit treu und eifrig nützlich zu sein. Eine besondere Ehre war mir die 1924 erfolgte Wahl zum Vorstandsmitglied an Hellmann's Stelle.

Mit dem am 31. März 1925 erfolgten Austritt aus dem Staatsdienst infolge Erreichung der Altersgrenze bot sich die Gelegenheit, den Ruhestand durch literarische und durch Vortragstätigkeit reichlich auszufüllen. Für die erstere boten die seit 1897 herausgegebenen Jahresberichte des Neisser Kunst- und Altertumsvereins, die „Heimatblätter des Neissegaues" und die Monatsschrift „Der Oberschlesier" ein weites, unerschöpfliches Arbeitsfeld. Meiner Vortragspflicht in der Philomathie dürfte ich durch vier größere (1898, 1921, 1926, 1929 gehaltene) und zehn kleinere Vorträge aus verschiedenen Gebieten genügen, und daneben war es mir vergönnt, durch mehrere Jahre hindurch in der Neisser Haushaltungsschule im Kreise jugendfrischer Hörerinnen kunstwissenschaftliche Vortragsstunden abzuhalten, an die ich mit besonderer Freude zurückdenke; nicht minder auch an manchen Vortragsabend in der Volkshochschule in Neisse und in Brieg, in Patschkau, Ottmachau, Münsterberg, Frankenstein, sowie auch in Freiwaldau und in Weidenau — Freuden, die mich hinwegtrösten über viel Leid und Schmerz, die Jahrzehnte hindurch durch Krankheit der Gattin u. a. familiäre Sorgen mir beschieden sind und die mich ohne solche Ablenkungen wahrscheinlich vorzeitig zermürbt hätten.

Es half auch hier — Philomathie!"

Karl Sczodrok.



Geh. Justizrat Dr. Dittrich/Neisse †

„Zum Aufsatz: Hermann Staub ein Oberschlesier",

Heft 5, Jahrg. 1930. Nicht nur das Zitat im Schluß von Seite 364, sondern auch der Inhalt der Seiten 365 und 366 bis zur viertletzten Zeile von unten sind wörtlich aus dem auf Seite 364 erwähnten Nachruf entnommen. Als diese Quelle wird hiermit genau bezeichnet das in der Deutschen Juristen-Zeitung von September 1904 erschienene Gedenkwort des Herausgebers Dr. Otto Liebmann. Ich bedaure, daß diese Quellenbezeichnung im Aufsatz selbst unterlassen worden ist.

Immerwahr, Justizrat.

7. Ostdeutsche Hochschulwoche des Neisser Heimgartens

Nunmehr steht die genaue Vortragsfolge fest. Es sprechen in der Zeit vom 28. September bis 2. Oktober Prof. Dr. Dempf (Bonn) über Mussolini, Hofrat von Walter (Köln) über Lenin; Chefredakteur Dr. Nobel (Berlin) wird Gandhi und das indische Problem darstellen; P. Erich Przywara S. J. (München) endlich wird Christus in das gegenwärtige Leben stellen. Die Spielschar des Heimgartens spielt den „Petrus" von Ilse von Stach; ferner wird Joseph Thamm den „Messias" von Händel zur Aufführung bringen. Wir geben die Folge schon jetzt bekannt, damit diejenigen, die teilnehmen wollen, sich den Urlaub entsprechend legen.

Frau Dora Zeising in Neisse

hält humoristische Vorträge in schlesischer und oberschlesischer Mundart und entsprechender Tracht.

Eine akademische Verbindung „Landsmannschaft Oberschlesien"

ist vor einigen Wochen in Breslau gegründet worden. Sie zählt jetzt bereits über 30 Mitglieder. Besondere Verdienste um ihr Zustandekommen erwarben sich Studienrat und Schriftsteller Dr. Emil Maxis und Professor K. Goebel. Dr. Maxis ist einer der tatkräftigsten Vertreter der oberschlesischen Heimattreuen in Breslau und der Verfasser des Romans „Tiefengold". Professor Goebel wirkte längere Zeit in Oberschlesien als Studienrat und hat sich gleichfalls für die Heimat auch bereits schriftstellerisch verdient gemacht. Zu den alten Herren der Vereinigung gehören u. a. auch Professor Dr. Paul Knötel, früher in Kattowitz und Oberstudienrat Professor Wotke in Oppeln.

Die akademische „Landsmannschaft Oberschlesien" will treue Liebe zur oberschlesischen Heimat pflegen, die Interessen Oberschlesiens auch außerhalb der engeren Heimat fördern und in einmütiger Entschlossenheit für Oberschlesien einstehen, sie will Männer erziehen helfen, die in treudeutscher Gesinnung Führer werden sollen und zur Mitarbeit an den Aufgaben berufen sind, die das Deutschtum in Oberschlesien hat. Bedingung für ihre Mitgliedschaft ist Deutschstämmigkeit und echt vaterländische Gesinnung.

Die Landsmannschaft trägt die Farben Oberschlesiens, blau-gelb mit rot-violett als Verkehrsfarben. Ihr Wahlspruch lautet: „Heimat, Freundschaft, Vaterland".

Bei ihrer festlichen Fahnenweihe am 18. Juni d. J., zu der viele Vertreter von Behörden, Verbänden und studentische Korporationen erschienen waren, bezeichnete Se. Magnifizenz, der Herr Rektor der Universität, die Gründung der Landsmannschaft geradezu als eine durchaus notwendige, die bisher gefehlt habe.

Anschrift: Breslau I, Schuhbrücke 48.

A. M. Kosler, Die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien.

Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1929.

Als dritten Band der „Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte" gab A. M. Kosler sein unter großen Opfern entstandenes, ebenso umfassend wie eindringlich geschriebenes Buch heraus. Die überaus lebendige Darstellung

und bei der besonderen Lage Oberschlesiens notwendige Verflechtung der schulpolitischen mit der wirtschaftspolitischen Frage machen das Werk zu weit mehr als nur einer wissenschaftlichen Erörterung. Nicht nur der Schulmann und Wirtschaftspolitiker, auch jeder am oberschlesischen Menschen insbesondere und dem Grenzlandmenschen überhaupt, wie am Werden der östlichen Grenzmark Interessierte wird es mit stärkster Anteilnahme lesen.

Mit unbestechlicher Sachlichkeit, ohne jede Schönfärberei stellt das Werk die Schwächen der preußischen Schulpolitik bloß, die nie wieder gutzumachenenden Schädigungen durch die engstirnige Eigennützigkeit des oberschlesischen Großgrundbesitzes und konfessionelle Blicktrübung. Niemand wird ohne würdige Empörung das Kapitel von dem Kampfe der Oppelner Regierung gegen einzelne Magnaten lesen, und der einsichtige Leser wird begreifen, warum Deutschland gerade im Plesser Bezirk die schlechtesten Abstimmungsergebnisse erzielte, und Gewissenlosigkeit in Kulturdingen als schlimmsten Landesverrat verurteilen lernen. Manche Seite ist gleichsam eine neue Strophe zu dem immer wieder und berechtigt gesungenen Klagelied von der Vernachlässigung des Ostens, der argen Verleugnung der besonderen Schwierigkeiten und Verpflichtungen der Landesregierung im Grenzland. Nur eine an Verblendung grenzende Kurzsichtigkeit konnte die Schulratsstellen gerade in Trier, Aachen, Bromberg und Oppeln (und das noch 1844) mit den geringsten Einkommen dotieren.

Das Werk ist aus mitleidendem, warmem und teilnehmendem Herzen geschrieben. Es schreibt die Ruhmesblätter für das oberschlesische Volk sowohl, wie für die Männer, die sich des Landes und Volkes an wirksamer Stellen annahmen: Schlabrendorff, Abt Felbiger, Kanonikus Paul und von Hippel. Von geradezu tragischer Gewalt sind die Seiten über die Wirksamkeit des weitschauenden Warners Ewald, dessen Berichte (geeignet d e m vorzubeugen, was 1921 sich erfüllte) infolge der Überheblichkeit seines gräflichen Vorgesetzten nie an den Minister gelangten; und die Schlußzeilen des Bandes, die das Endergebnis der preußischen Schulpolitik bis zum Jahre 1848 feststellen: „Zwischen Volk und Regierung, der ja an dem Tiefstand der Kultur große Schuld zugeschrieben wurde, nahm eine gewisse Entfremdung zu, die nun nicht mehr überwunden werden sollte. Die geeignetste Zeit zur Eindeutschung Oberschlesiens war vorüber, als man zu Beginn des 20. Jahrhunderts anfing, das Problem zugleich entschieden und verständnisvoll in Angriff zu nehmen." —

Das Werk Moslers wird seine Mission erfüllen, in der Heimat die Achtung vor der eigenen Entwicklung zu stärken, im Reich zum Verständnis Oberschlesiens beizutragen. Auch jener anderen, dem neuen Volksstaat die Wege in die Grenzmark zu weisen und seinen Erziehern die Einsicht zu eröffnen, daß es nicht allein darauf ankommt, den Verstand des Grenzlandmenschen zu bilden, sondern vor allem darauf, sein Herz zu gewinnen. Das Werk hat nur den e i n e n Nachteil, daß es nicht bis in die Gegenwart hinanreicht. Seine Fortführung ist eine dringende Notwendigkeit.

Willibald Köhler.

Oberschlesien, das Land unterm Kreuz

40 S. Herausgegeben vom Presse-, Statistischen- und Verkehrsamt der Provinzialverwaltung in Oberschlesien in Verbindung mit dem oberschles. Verkehrsverband e. V. in Ratibor.

Diese neue eindrucksvolle Werbeschrift für Oberschlesien verdient weiteste Verbreitung und Förderung. Sie bietet ein reiches Zahlenmaterial über die Notlage Oberschlesiens, aber auch seine natürlichen Reichtümer und weist Wege zum Wiederaufstieg, alles — unter ausgiebiger Zuhilfenahme von Vergleichstabellen und Skizzen — außergewöhnlich klar und übersichtlich, auf den ersten Blick verständlich.

Deutschlands Ostnot

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin. 80 Seiten und Übersichtskarte.

Der Verfasser nennt nicht seinen Namen. Umso ungeschminkter kann er, der ein sehr guter Kenner der Verhältnisse sein muß, die entsetzliche Not des deutschen Ostens aufzeigen. Ausgehend von dem denkwürdigen Brief unseres

Reichspräsidentem Hindenburg über Ostlandhilfe (vom 18. März 1930) bespricht der Verfasser unter Zuhilfenahme eines umfangreichen Zahlenmaterials die Einwirkungen der Gebietsabtretungen auf den deutschen Osten, um dann im zweiten Teil die Augen zu öffnen über die augenblickliche polnische Propaganda. — Auch Oberschlesien findet im Rahmen dieser Darbietung, die knapp und doch sehr eindringlich zur deutschen Tat für den Osten aufruft, genügend Berücksichtigung.

Was dieses Ostlandbüchlein noch besonders auszeichnet, ist die unbedingte Sachlichkeit, die nicht viel jammert und anklagt, sondern nüchtern und ohne überflüssige Leidenschaft nur auf Tatsachen aufbaut, und wenn der Verfasser z. B. meint, auf kulturellem Gebiete komme es auf einen rein g e i s t i g e n Wettstreit an, so redet er Gedanken das Wort, die hier im „Oberschlesier" öfters ausgesprochen worden sind.

Herm. Janosch, Das Hultschiner Ländchen.

4. Februar 1920—4. Februar 1930. Druck: Oberschlesische Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Ratibor. 124 Seiten.

In dieser Broschüre, die anläßlich des 10jährigen Gedenkens der Abtrennung von Hultschin herauskam, hat der Verfasser das allgemein Wissenswerte über Hultschin übersichtlich zusammengetragen, wozu er besonders berufen ist als bewährter Geschäftsführer des Verbandes der heimatliebenden Hultschiner. Die Broschüre ist dem verdienten Protektor des Verbandes, Regierungsdirektor Dr. Weigel in Oppeln, gewidmet.

Sie unterrichtet über den Kampf um das Selbstbestimmungsrecht der Hultschiner und die Einverleibung des Hultschiner Ländchens in den tschechoslowakischen Staatsverband, über den deutsch-mährischen Volksbund, die verschiedenen Wahlen, die trotz des großen tschechischen Druckes die naturgemäße Zugehörigkeit des Ländchens zu Deutschland beweisen. Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich mit dem Kampf um die deutsche Schule. Mit Rührung und herzlichem Mitgefühl liest man da, welch große Opfer die Hultschiner Bevölkerung, auch die von Haus aus mährisch sprechende, bringt, um ihrem Nachwuchs die Vorteile und den Genuß der deutschen Schule zu sichern. Zum Schluß weist der Verfasser die kulturpolitischen Aufgaben im Hultschiner Ländchen auf. Das sehr sympathische Heft verdient, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande fleißig gelesen zu werden. Dort unten in Hultschin gilt es, schwerstes Unrecht wieder gutzumachen.

Sląska rzeźba ludowa w drzewie w świetle zbiorów Muzeum Śląskiego w Katowicach. (Volkstümliche schlesische Holzschnitzereien im Lichte der Sammlungen des Schlesischen Museums in Kattowitz.) Von Museumsdirektor und Konservator Dr. Tadäus Dobrowolski. Im Verlage des Museums 1930. 31 S. und 12 Taf. 13,— Zl.

I n h a l t s ü b e r s i c h t: Seite 3—18 enthält einen allgemeinen Teil, in dem 14 gute Textillustrationen wiedergegeben sind. Frühromanische und frühgotische Plastiken verschiedener Länder sind schlesischen und polnischen Holzbildwerken gegenübergestellt. S. 19 bringt ein französisch geschriebenes Resumé und S. 21—31 eine Übersicht über die anschließenden 22 Tafeln in Beschreibungen und Erläuterungen. Diese Lichtdrucktafeln sind auf starkem Papier vorzüglich wiedergegeben. (Vermißt wird nur der Name der betr. Photographen.) Zwei der wiedergegebenen Werke sind bereits durch das Verzeichnis der schlesischen Kunstdenkmäler von Lutsch bekannt: die Holzreliefs der Türpfosten der Holzkirche Groß-Lagiewnik (Taf. I) sowie die Grablegung Christi aus Jedlownik (Taf. XII bis XVIII.) Es folgen Darstellungen Christi, des Kruzifixus, Maria, einiger Heiliger und des Schmerzensmannes.

S. 3—18: Bisher gibt es nur verhältnismäßig wenig polnische kunstgeschichtliche Untersuchungen. Das beste Material bieten die Arbeiten über das Bauwesen des Tatralandes und dessen Schnitzarbeiten. Da bisher über die volkstümliche Holzschnitzerei nur Pilsudzki (der Bruder des bekannten polnischen Kriegsministers) Viktor, Breßstein und Severin geschrieben haben, so will der Autor des vorliegenden Buches aus seinem Arbeitsbereich als schlesischer Konser-

vator für Denkmalpflege einige Bemerkungen hinzufügen. Mehrere Probleme sollen an den Dingen gezeigt werden. Weil die Analyse der Elemente das Wichtigste ist, soll die Kunst das Ziel, nicht aber das Mittel der Forschung sein. Auf die Geschichte der Form kommt es dabei an, nicht auf Zeit- oder Personengeschichte. (!) Die Entwicklung der Kunst setzt mit den einfachsten Formen bei den primitiven Kulturen ein. Drei Fragen werden im Folgenden vom Autor aufgeworfen: 1. Wie spricht sich der Mensch durch das Mittel der plastischen Form aus? 2. Wie zeigt sich das Volk in Malerei und Plastik? 3. Wann, wo und wie berühren sich Formen? Im folgenden Satz geht er zu seinem eigentlichen Thema, der Besprechung der Sammlung des Kattowitzer Museums über. (S. 6). Etwa 30 Objekte volkstümlicher Holzschnitzereien sind dort zusammengetragen, von denen 21 in dem Werke publiziert werden. Auf Grund der Beschreibung und Analyse der vorhandenen Figuren ist folgende Einteilung möglich: A. Gegenstände, die Eigenschöpfungen darstellen (Taf. I—XII). B. Denkmäler, die mehr Resonanz verschiedener Stile sind, von der Romantik bis zum Rokoko reichend (Taf. XIII—XXII). In dieser zweiten Abteilung lassen sich noch zwei weitere Gruppen gliedern: 1. Schnitzwerke, die das Ergebnis traditioneller Formen zeigen in bewußter Nachahmung vergangener Stilarten. (Taf. XV—XVIII.) 2. Gegenstände, die an Stilformen erinnern, aber weniger Nachahmung als „Primitivität" zeigen. 3. Nachahmungen des Barock und Rokoko als jüngst vergangener Stile. Die Zuteilung ist oft schwer. Aus der Form allein kann auf das Entstehungsjahr nicht geschlossen werden. Zahlreiche Begleiterscheinungen spielen hier eine große Rolle. Nachdem (S. 10, 11) die lose Beziehung der Volkskunst zur hohen Kunst näher betrachtet wird, versucht der Verfasser die formelle Eigenheit der alten Volksschnitzereien zu charakterisieren und auf ihre Unabhängigkeit von Stilen dabei hinzuweisen. Bei der Polychromie der alten Figuren ist immer Gipsgrundierung vorhanden, auf die erst die zusammengesetzten Farbtöne und reines Gold aufgetragen wurden. Dagegen werden die neuen Werke mit Lackfarben und Bronze bemalt. Einzeldinge wie Haar, Faltenwurf usw. werden an Bildwerken verschiedener Stile verglichen, um zu beweisen, wie beginnende und niedrige Kulturen gleich einfache Lösungen der Formen zeigen. In S. 17—18 wird zusammengefaßt: Die Volksschnitzereien beinhalten zumeist Heilige. Diese Kunstwerke stützen sich dabei auf die hohe Kunst, wobei lose und zufällige Bindungen zustandekommen. Den Grundzug des volkstümlichen Schaffens in der Schnitzkunst bildet die Vereinfachung der Form infolge Mangels an Erfahrung und Beobachtung. Damit charakterisiert sich eine niedrige Kulturstufe. Deshalb täuschen diese Arbeiten auch ein hohes Alter vor. Außerdem sind verschiedene „formale Physiognomien, Disproportionen im Verhältnis der Gestalten, Übertreibungen, Vergrößerungen auf Kosten anderer Dinge, unwissentliche Stilisierung, welche die Wirklichkeit umwandelt" festzustellen. Diese Stilisierung, die den Mangel an Fachkenntnis der Schöpfer bezeugt, weist öfter auf großes Talent. Hier ist die Grenze bewußter und unbewußter Arbeit, von Kunst und Volkskunst.

S. 19. Resumé: „Die Monumente der volkstümlichen Skulpturen, die sich im schlesischen Museum in Kattowitz befinden und die in der Mehrzahl aus dem 19. Jahrhundert stammen, demonstrieren so überzeugend die Analogien mit der Volkskunst in den übrigen Teilen Polens, daß man sie als eine Einheit mit den polnischen Skulpturen ansehen muß ... Die schlesische Skulptur demonstriert ihren speziellen Charakter: die Geschlossenheit der Konstruktion, die Einfachheit der Form, die Architektonik der geometrischen Hauptmassen ebenso wie die Statik. Die Einfachheit der Form ist fast konventionell. Diese zeigt in der gleichen Weise den Einfall des Herstellers, z. B. die kleinen Rillen, welche den Faltenwurf darstellen sollen (Taf. II, III, V). Die parallel laufenden Einschnitte, die das Haar markieren (Taf. XV, XVI und Fig. 5, 11, 12, 13) die Neigung des Kopfes die Trauer (Taf. IX, XI u. Fig. 3, 4, 5, 8). Sehr interessant ist die Übereinstimmung der Kunst mit den Volksskulpturen, soweit es sich um die Einfachheit der Form handelt ... Trotz aller Analogien ist der Unterschied zwischen dem primitiven

Können des Volkes und der Kunst im historischen Sinne enorm groß. Das Fehlen spezieller Differenzierung spricht aus dem Mangel an entwickelten Charakteren der volkstümlichen Skulpturen. Die Formen, die ein Volk einige Jahrhunderte früher produziert hat, sind bis heute dieselben geblieben. Man muß die Volkskunst als eine Bewegung betrachten, die des evolutiven Elementes fast beraubt ist, fast unverändert durch die Jahrhunderte blieb, trotz einer Übereinstimmung mit den Formationen der Stile der Neuzeit".

S. 21—31 sind zum größten Teil Beschreibungen der in den Tafeln dargestellten Schnitzwerke. (Auf einige Bemerkungen soll nachstehend geantwortet werden.)

Wenn ich behaupte, daß die 22 Tafeln das Beste an diesem ganzen Buch sind, weil sie für den Forscher sowohl wie für den Laien das sachliche Material selbst vor Augen stellen, so komme ich damit zur

K r i t i k. Der wichtige erste Teil des Buches erfaßt nicht recht das Thema. Er ist mehr eine Auseinandersetzung mit Fragen der Kunstwissenschaft. Der Versuch, diese gestellte Aufgabe nur kunstgeschichtlich zu lösen, mußte von vornherein mißlingen, da es sich in erster Reihe um eine ethnographische Aufgabe handelt. Zur Beweisführung ist noch viel zu wenig Material aus Schlesien gesammelt und untersucht. Ob auch noch ein solches bedeutendes Werk wie die Beweinung Christi aus Jedlownik (Taf. XVI—XVIII) unter Volkskunst eingereiht werden darf? Es gehört in die vorhandene Abteilung der kirchlichen Kunst. S. 19 werden im Resumé überraschenderweise Schlüsse gezogen, die jeder Voraussetzung entbehren: vom speziellen Charakter der oberschlesischen Schnitzereien und ferner von ihrer Analogie mit dem polnischen (Widerspruch!) ist nirgends eine Beweisführung vorhanden. Der Autor hat aber auch zu den Dingen keine seelische Fühlung. Er ist landes- und volksfremd und wahrt stets seinen Abstand von hoher Kunstwarte aus. Dieser Abstand ist umso größer, weil s c h l e s i s c h e V o l k s kunst unter ganz anderen Gesichtspunkten betrachtet werden muß. Ja — er hat es sich hier sogar leicht gemacht, indem er allem Anschein nach die von anderen mühsam zusammengetragenen Gegenstände und Photographien in seinen Gedankengang einfügte, ohne davon, wie es üblich ist, eine Erwähnung zu tun. Bis in das Einzelne gehende Angaben über Herkunft, Bedeutung, Beziehung zu Besitzer, Hersteller und Volk sowie zur Grabkunst (da manche Figuren von Gräbern stammen!) Hinweise auf Handwerk und Industrie, Feststellung der Grenzen ihres Vorkommens nachbarliche Einflüsse usw. wären für seine Folgerungen von allergrößter Bedeutung. Das fast ausschließliche Vorkommen des „Schmerzensmannes" (Fig. 3—5 u. Taf. X—XIII) in den früheren Grenzdörfern gegen Rußland und Österreich ist m. E. eine bedeutungsvolle Erscheinung. Diese widerspricht übrigens Dobrowolskis Feststellungen im ersten Satz des Resumé. Um nicht zu einseitigen Schlüssen zu gelangen, darf man keinen einseitigen Standpunkt für die Betrachtung wählen: „Volkskunst steht nur in loser Beziehung zur hohen Kunst" (S. 9). Erstere folgt im Wesentlichen den Gesetzen der Ethnographie, letztere denen der Kunst und kann auch nur von dort aus richtig betrachtet werden. Einem Buche über Dinge der Volkskunst widerspricht aber auch der von Dr. Dobrowolski angewandte Stil. Dem hohen Wortschwall zufolge erscheint vieles unklar dargestellt, S. 28: Das Gesicht wird belebt wie von einem Schatten von stereotypem Lächeln ..."

Der Unterstützung des Werkes von seiten des Staates zufolge konnte es in vorzüglicher Ausstattung für einen sehr angemessenen Preis erscheinen. Wenngleich sich der Laie nur mühsam durcharbeiten wird, so wird er doch auch viele Anregungen zu aufmerksamen Vergleichen und wertvollen Betrachtungen finden.

Boidol, Kattowitz.

Die Tierwelt Deutschlands und der angrenzenden Meeresteile,

begründet von Prof. Dr F. Dahl, weitergeführt von Maria Dahl und Prof. Dr. H. Bischoff.

17. Teil: Muschellinge und Manteltiere. Verlag G. Fischer, Jena 1930, 188 Seiten, Preis 12,— *M.*

Wiederum liegt eine Lieferung des groß an-

gelegten, für den Heimatforscher so wichtigen, an dieser Stelle schon öfters besprochenen Werkes vor.

Teil 17 behandelt die Muschellinge (Molluscoidea) und Manteltiere (Tunicata). Die Muschellinge umfassen die früher unter dem Namen Moostierchen (Bryocoa) zusammengefaßten Gruppen. Nachdem die stammesgeschichtliche Zusammengehörigkeit der früheren Moostierchengruppen sich als immer fraglicher erwiesen hat, erfolgte ihre Aufteilung. In der 1. Gruppe (Kamptozoa) sind alle jene Formen vereinigt, bei denen der After innerhalb des Tentakelkranzes liegt (Entoprocta). Es sind ausschließlich Meerestiere. Bei der 2. Gruppe, den eigentlichen Moostierchen (Bryocoa), führt der Darm außerhalb des Tentakelkranzes nach außen. Hierzu gehören auch eine Anzahl Bewohner der Binnengewässer, und der größte Teil vorliegenden Bandes behandelt die Moostierchen. Unsere Heimat beherbergt diese sonderbare, zu den Würmern gezählte Tiergruppe in mehreren Arten. Sie hat jedoch äußerlich wenig mit den Würmern gemein. Am ehesten werden sie noch mit dem Süßwasser-Polypen (Hydra) verwechselt, wenn sie manchem Aquarienliebhaber plötzlich als festsitzende Kolonie mit wunderbar schönen zierlichen Fangarmen an den Aquarienscheiben sichtbar werden. In Oberschlesien sind die häufiger als angenommen vorkommenden Moostierchen bislang von niemandem bearbeitet worden. Referent hat bis jetzt gelegentlich in O/S. 2 Arten festgestellt: Plumatella fungosa bei Borsigwerk, und Groß-Ellguth, Kr. Cosel, und Plumatella repens bei Mikultschütz. (Belegstücke im Städt. Museum Beuthen O/S.). Für weitere Einsendungen Moostierchenmaterials aus O/S. an das Museum Beuthen O/S. wäre R. dankbar. (Unkosten werden erstattet). Das vorliegende Werk zeichnet sich durch die Ausführlichkeit der Diagnosen, ökologischen Angaben und Fundortshinweise aus. Es sind über 80 Arten, außerdem auch die Varietäten, behandelt. Eine Bestimmungstabelle der frei schwimmenden Moostierchenlarven bildet eine sehr notwendige Ergänzung der Arbeit. Wenn man ferner die kurze aber klare Einführung in den Bau und die Tätigkeit des Moostierchenkörpers, den Abschnitt „Technik der Konservierung" und Untersuchung der Bryocoen, sowie das Literaturverzeichnis in Betracht zieht, so muß man sagen, daß hier ein für den Heimatforscher (Fachzoologen oder Naturfreund) wirklich benutzbares Werk vorliegt, das geeignet ist, in die Tiergruppe einzuführen und die Artbestimmung zu gewährleisten. Kotzias.

Prof. Dr. Robert Gradmann, Wörterbuch deutscher Ortsnamen in den Grenz- und Auslandsgebieten.

Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft, Stuttgart, 1929, 78 Seiten.

Mit der Einverleibung deutscher Gebiete in fremde Staaten und den planmäßigen Bemühungen, das deutsche Volkstum in diesen Gebieten zu vernichten, hängt auch die dort behördlicherseits angewendete Methode der Ortsnamenveränderung zusammen, gegen die wir augenblicklich nur wenig zu tun in der Lage sind. Nur soviel ist unsere Pflicht, die alten guten deutschen Ortsnamen nicht zu vergessen und, um in Wirtschaft und Verkehr auf der Höhe zu bleiben, die fremdstaatlichen Ortsnamenänderungen zur Kenntnis zu nehmen. Von diesem Gesichtspunkte heraus wird man das vorliegende Wörterbuch als ein sehr wertvolles Hilfsmittel und Nachschlagewerk begrüßen.

Dr. Heinrich Köhler, Von der Landwirtschaft in Süd-Ungarn

mit besonderer Berücksichtigung des ungarländisch-deutschen Bauerntums. Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart, Charlottenplatz 1 a. 1930, 100 Seiten, 19 Bilder, Preis geb. 4.— *M*, geh. 3.— *M*.

Köhlers Untersuchungen beziehen sich in der Hauptsache auf die ungarische Baranya, das Land zwischen Donau und Drau, wo nach der letzten amtlichen Zählung rund 90 000 Deutsche siedeln. Die Einzelbeispiele des Verfassers sind fast durchweg aus deutschen Gemeinden und aus deutschen Bauernwirtschaften gewählt. Die Arbeit ist deshalb nicht nur ein wichtiger Beitrag über die Agrarverhältnisse Ungarns, sondern dient darüber hinaus auch der Erweiterung unserer Kenntnisse über das Auslanddeutschtum. Es ist ein schlichtes Denkmal für den Fleiß und die hervorragenden Leistungen des ungarländisch-deutschen Bauerntums, auf dessen wirtschaftlicher Kraft ja letzten Endes die Erhaltung deutscher Sprache und Kultur in Ungarn sich gründet.

Prof. Dr. Karl Strupp, Deutsche Materialien zur völkerrechtlichen Kodifikation des Staatsangehörigkeitsrechts.

Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft, Stuttgart, 1930, 96 Seiten. Preis 3.50 Mark.

Das Problem der Staatsangehörigkeit ist in der Nachkriegszeit durch die Tatsache der abgetrennten Gebiete und der vielen widerspruchsvollen Friedensbestimmungen für Deutschland besonders verwickelt, aber ebenso wichtig. Die vorliegende Schrift nimmt zu den vielen Zweifeln und Streitpunkten auf diesem Gebiete sachkundig Stellung. Das Büchlein ist das Ergebnis der Verhandlungen des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Ausland-Instituts in Stuttgart und zwar seiner Kommission, die gerade diese Frage nach allen Seiten hin einer eingehenden Prüfung unterzieht. Die führenden Gelehrten auf dem Gebiete des Staatsangehörigkeitsrechts kommen zu Wort, die politischen Gesichtspunkte sind mit berücksichtigt.

Frhr. Eduard v. Dellingshausen, Im Dienste der Heimat.

Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft, Stuttgart, 1930, 362 Seiten, 7 Abbildungen, geh. 12.— M., in Ganzleinen 14.—M.

Eduard von Dellinghausen war der langjährige Vertreter der estländischen Ritterschaft, dessen Wirken bereits vor dem Kriege und dann bis 1918 das Deutschtum des Landes weit über die engeren Interessen des Adels und der Ritterschaft hinaus gegen die andrängende Welle der Russifizierung mutvoll und erfolgreich verteidigte, zunächst von Reval aus, dann als Mitglied des russischen Reichsrats in Petersburg. Dellingshausen war Zeuge jener politischen Entwicklung, die schließlich zum Ausbruch des Weltkrieges und zur völligen Umgestaltung des deutschen Schicksals im Osten führen mußte. So werden die Denkwürdigkeiten zu einem Stück baltischer Geschichte und verdienen weitere Beachtung.

Daniel von Czepko, Geistliche Schriften,

herausgegeben von Dr. Werner Milch. (Einzelschriften zur schlesischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Kommission für Schlesien, Bd. IV). Priebatsch's Buchhandlung, Breslau 1930. XLIV u. 407 S. *M* 16,—.

Mit dieser philologisch-textkritisch sorgfältig vorbereiteten Ausgabe des bis heute nur in kleinen Proben bekannten Werks Daniel von Czepkos (1605—1660) hat der Herausgeber nicht nur für die schlesische Literaturgeschichte, sondern für die gesamte deutsche Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts einen bedeutsamen Beitrag geliefert, der zugleich deutlich macht, welche Wichtigkeit der scheinbar „begrenzten", regionalen Erforschung geistiger Potenzen zukommt.

Die gedankenreiche Einleitung hebt den Ratsherrn Daniel von Czepko, den universalistisch gebildeten Barockmenschen vom Zeithintergrund ab. Milchs eindringlicher Analyse gelingt es, deutlich zu machen, wie weit die geistlichen Schriften Czepkos von mystischen Elementen durchdrungen sind, wie weit nicht. Hierbei wird Grundsätzliches über die Mystik selbst gesagt und viele bisher unscharfe und verschwommene Begriffe werden geklärt. Da Czepko den integrierenden Bestandteil aller wahren Mystik: die Unio Mystica — das Aufgehen und sich Verlieren in Gott — nicht kennt, kann man ihn, den durch Umgang mit Freunden Czigan, Henckel-Donnersmarck, Frankenberg von der Mystik mannigfach Berührten nicht als „Mystiker" schlechthin bezeichnen. Milch rückt vielmehr das Todesproblem in das Zentrum von Czepkos geistigem Ringen. Die Frage nach den letzten Dingen lag dem durch den dreißigjährigen Krieg und seine Schrecken hindurchgegangenen Menschen besonders nahe. Sie ist

auch der Angelpunkt von Czepkos Schriften, unter denen die tiefsinnige „Rede aus meinem Grabe“ und die große Trostschrift für Barbara v. Czigan („Consolatio ad Baronissam Cziganeam“) besondere Beachtung verdienen. Die 600 „Weisheitssprüche“ (Sexcentia Monodisticha) sind ein seltsames Gemisch aus banalen Selbstverständlichkeiten und tiefinnerlichem religiösen Ausdruck, der im Todeserlebnis seinen Höhepunkt erreicht: der Tod nicht als schmerzliches Aufhören begriffen, sondern als Erlösung zu höherem Dasein.

Nach diesen Proben, die, der Absicht des ersten Bandes gemäß, nur den religiösen Dichter zeigen, wird man dem angekündigten zweiten Bande, der die Weltlichen Schriften bringen soll, mit besonderem Interesse entgegensehen.

Dr. G. E.

G. Schulemann / Ästhetik.

Verlag Otto Borgmeyer, Breslau. 1930. 240 S. (Leinen 6 *M*.)

Aus dem vom Autor sehr weit gesteckten ästhetischen Raum sind die Elemente so glücklich zusammengefügt, von vorgefaßten Lehrmeinungen unbefangen aus persönlichster Vertrautheit mit dem Gegenstand geboten, wie es ansprechender und für die Orientierung auf diesem Gebiete wünschenswerter kaum sein könnte. — Den Wert des Buches scheint mir bereits das 2. Kapitel vollauf zu entscheiden, das von den grundlegenden Erwägungen über das Wesen des Schönen und den subjektiven Bedingungen seiner Würdigung handelt. Subjektiver und objektiver Anteil am ästhetischen Erlebnis werden eingehend besprochen, und auf dem Wege über die Fixierung der schönen Seele wird der Begriff des Schönen als dessen, was nach Kant ohne Begriffe gefällt, und übereinstimmend mit den Scholastikern als des Glanzes der Wahrheit, die in sich selbst ruht, ungemein verdeutlicht. Gerade dieses für das Verständnis der Materie so wichtige Kapitel ist von einer weisen menschlichen Kunst, welche die darin entwickelten Erkenntnisse irgendwie besonders intuitiv begreiflich gestaltet. — Die weiteren sieben aufs Einzelne eingehenden Kapitel, die so gut wie alle überhaupt denkbaren ästhetischen Fragen behandeln und durch stete Einbeziehung der östlichen Kulturen das bisher gewohnte Blickfeld erheblich erweitern, sind von einer Anregungsfülle, die einen bei dem Umfang des handlichen, dankenswert edel ausgestatteten Bändchens erstaunt. — Aber das Viele, nie anspruchsvoll lehrhaft gegeben, sondern mit der mühelosen Klarheit und dem kultivierten Geschmack des Wissenden und Liebhabers der Sache, wächst dem gebildeten Leser aus einem in eines, um ihm Lebensgut zu werden. Der Verfasser ist in Neisse beheimatet.

Georg Mahlich.

Wilhelm Heinitz, Indianische Fantasie,

München 1928. G. Hirths Verlag G. m. b. H. 79 Seiten. In Leinen gebunden 5.— *M*.

Für einen Europäer ist es schon schwer, sich in die Gedanken- und Gefühlswelt der Indianer einzufühlen; weit schwieriger ist es, ihr Empfinden poetisch wiederzugeben. Wilhelm Heinitz hat das Wagnis unternommen. Durch eine rauschende Sprache, die alle Möglichkeiten neuzeitlicher Dichtkunst ausschöpft, sucht er den Leser in den Taumel zu versetzen, der den Indianer selbst beim Tanz, beim Blühen der Narzissen, bei der Heilung eines von der Giftschlange Gestochenen, bei der Blutrache erfaßt. Man liest und genießt die Kostprobe mit jenem Interesse, das wir stets für das Exotische haben, weil es unsere Phantasie beflügelt. Der Verlag hat das Buch mit der Handvoll Versen verschwenderisch ausgestattet.

Dr. Reinelt.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnowska O/Schl. zu richten.



Das Philo-Haus in Kreuzendorf — Lichtbild Schau/Zawadzki